

Jeder 39. Reichswehresoldat ist ein Verbrecher

№. 5 3. Jahrgang



Schriftleitung: ERNST FRIEDRICH

Erscheint jede Woche.
Mit dem Beilagen „Freie Jugend“
u. „Proletarischer Kindergarten“.

Man abonniert
Abonnementspreis: monatlich 36 Pfg.
oder durch den
Verlag, Berlin C 2, Parochialstr. 29.
monatlich 1.— Mk.

Alkohol- und Nikotin-Inserate sowie Anzeigen, die der Volksverdummung dienen, werden nicht aufgenommen. Alle einwandfreien Inserate kosten pro 12 gespalt. Millimeterzeile 18 Pfg. Bei größeren Abschüssen und Wiederholungen Rabatt.

Deutschland
Redaktion und Verlag
Berlin C 2, Parochialstr. 29
Postcheck:
Verlag Freie Jugend Nr. 66783

Oesterreich
Anzeigerung
Joseph Hauser, Steyr
Wehrgraben B 1/1

Schweiz
Anzeigerung
„Freie Jugend“, Baum
Neubrückstr. 22
Postcheck: III 2200

Der



Polizei-Verbrecher ist ein 175er

Der Polizei-Leutnant zwingt seine Untergebenen durch Dienstgewalt zu „widernatürlicher“ Anzucht

Der 150. Mensch u. D.

Der Jubiläums-Verbrecher

Die Sächsische Republikansche Korrespondenz schreibt: Seit zwei Jahren steht der Oberleutnant Elterich beim Schutzpolizeipräsidium Dresden im Verdacht, sich an Beamten der Schutzpolizei unter Mißbrauch der Dienstgewalt des Vergehens nach § 175 StGB. schuldig gemacht zu haben. Elterich, ein Offizier mit den Allüren des „echten Vorkriegsoffiziers“, rücksichtslos und scharf im Dienst, gehaßt als Offizier, der das kleinste Versehen brutal ahndet, liebebedürftig als Mensch, hat sich an etwa 20 Beamten herangemacht, die er auf sein Dienstzimmer beorderte. In einem Falle kam er an den Unrechten: ein paar Ohrfeigen wehrten den Zudringlichen ab. Vor einigen Monaten bekümmerte sich endlich die vorgesetzte Behörde um diesen Fall. 8 Beamte wurden vernommen. Diese „Voruntersuchung“ hatte aber bereits die sofortige Beurlaubung des Oberleutnants zur Folge.

Wir hätten uns mit diesem Fall nicht beschäftigt, wenn die Dienstbehörde gegen den anormalen Oberleutnant und

eingefleischten Monarchisten normale Maßnahmen ergriffen hätte. Unsere Einstellung zum § 175 StGB. bewahrt uns davor, in Elterich einen „Verbrecher“ zu sehen. Solange jedoch Mannschaften, die mit diesem Paragraphen in Konflikt geraten, mit sofortiger Dienstentlassung bestraft werden, solange stehen wir auf dem Standpunkt, daß einem Chargierten nicht goldene Brücken gebaut werden dürfen. Und das scheint hier die Absicht zu sein. Bis jetzt ist das Disziplinarverfahren immer noch nicht durchgeführt worden. E. darf auf Kosten des Staates ein angenehmes Faulenzerleben führen. Außerdem ist aber dem Oberleutnant E. nahegelegt worden, seinen — Abschied einzureichen. Das würde bedeuten, daß dieser Offizier makellos in den Zivilstand mit Staatspension übertritt. Der Polizeipräsident hat so oft gegenüber den Mannschaften den „Grundsatz des Rechts“ vertreten, daß wir ein Abweichen in diesem Falle nicht verständig finden würden. Junge Beamte sind von E. nicht bestraft worden, wenn sie ihm zu Willen waren. Eine Anzeige, die vor 1 1/2 Jahren erstattet wurde, fiel unter den Tisch. Und jetzt soll E. pensioniert und das Disziplinarverfahren eingestellt werden. Ist das Recht?



Die Sorgen der Reichen...

Während die Arbeitslosigkeit immer weiter um sich greift und täglich viele hungernde, frierende und obdachlose Mitmenschen aus Verzweiflung Selbstmord begehen, haben die Reichen auch schwere Sorgen.

Sie wissen nämlich nicht, wie sie das, durch die Lohnklaverei an den Arbeitern „verdiente“ (sprich: erpreßte) Geld verschleudern können. Da die Ausbeuter trotz größter Mühe nicht alles verkreifen, verkaufen und verbrennen können, erfindet man immer neue raffinierte Modenarrheiten.

Unser Bild zeigt eine „Dame“, der sogenannten „vornehmen“ Kreise, die keine Strümpfe zum Ball trägt, sondern sich die Waden bemalen läßt, so wie es die neueste Mode vorschreibt.

Wie lange noch?

Wie lange, meint ihr, werden wir noch zusehn,
wie ihr allein des Lebens Füllhorn trinkt?
Tagsüber faulenz, sauft und freßt
und abends luftgefättigt in die Seidentissen sinkt?
Wie lange noch?

Wie lange, denkt ihr, werden wir noch schweigen,
weil Hungerlohn uns stumpf und müde macht?
Habt ihr Schwarzer nicht inzwischen
die Ernte unsrer Saat in Kassenchränke eingebracht?
Wie lange noch?

Wie lange, glaubt ihr, werden wir noch dulden,
daß unsre Weiten hinter Kerkermauern
des Klassenrechts geknebelt sind?
Wie lange soll uns eure Mördermeute noch umlauern?
Wie lange noch?

Wie lange, hofft ihr, werden wir noch warten,
daß unsre Faust euch an den Schädel fährt?
Dampf droht der Haß. Die Ketten bluten.
Längst hat den Ruf zum Weltgericht der letzte Mann
gehört.
Wie lange noch?

Oskar Kanehl.

Aus: Band 1, der „Einführung in Leben und Werke proletarischer Künstler“. Herausgegeben von Ernst Friedrich. Erhältlich in den Arbeiterbuchhandlungen oder direkt durch „Die schwarze Fahne“. Preis 50 Pfg.

Eine verfluchte Statistik

Von Ernst Friedrich.

Bis jetzt sind 9 Nummern der „Schwarzen Fahne“ beschlagnahmt und verboten worden, infolge der verfassungsmäßigen Pressefreiheit. Sollten Sie, Herr Staatsanwalt, der Meinung sein, daß auch diese Nummer, (trotz ihrer amtlich bestätigten Tatsachen), verboten werden muß, dann erwarte ich eine öffentliche Anklage, damit ich an Gerichtsstelle Gelegenheit habe, den Wahrheitsbeweis für die hier aufgestellten Behauptungen antreten zu können.

Die wenigsten Menschen wissen, daß die meisten Verbrecher in den Reihen der Reichswehr und Sipos zu finden sind.

Das ist eine amtlich festgestellte Tatsache! Das Reichsjustizministerium und das Reichsamt für Statistik haben in diesen Tagen eine Kriminalstatistik für 1924 veröffentlicht, die von den Arbeiterzeitungen leider nicht genügend beachtet wird.

Aus dieser amtlichen Statistik geht ganz deutlich hervor, daß bei der gesamten deutschen Bevölkerung etwa jeder 80. Zivilist bestraft ist, aber

bei der Reichswehr ist jeder 51. Soldat ein Verbrecher.

Dabei ist aber zu bedenken, daß die Zahl der uniformierten Verbrecher im Jahre 1924 gegen das Vorjahr ganz bedeutend geringer geworden ist.

Im Jahre 1924 wurden verhängt:
2 Zuchthausstrafen,
871 Gefängnisstrafen
996 Arreststrafen
Sa. 1869 verurteilte Reichswehresoldaten.

Das heißt also, daß bei einem Bestand von 100 000 Soldaten, jeder 51. bestraft ist.

Im Jahre 1923 wurden verhängt:
5 Zuchthausstrafen
1094 Gefängnisstrafen
1346 Arreststrafen
Sa. 2445 verurteilte Reichswehresoldaten.

Mithin war also im Jahre 1923 sogar jeder 39. Soldat ein Verbrecher!

Wenn man dabei noch bedenkt, daß es sich bei diesen um Gefängnis- und Zuchthaus-Verurteilten um Beschützer der Gesetze handelt,

wenn man weiter in Betracht zieht, daß bei den begangenen Verbrechen die allerwenigsten aus wirtschaftlicher Not begangen sind, da die Kerle ja ausreichend zu Essen und zu Trinken haben, —

daß sie Kleidung haben und Wohnung, — daß sie auf Jahre, auf zwölf lange Jahre, sehr gut versorgt sind, und selbst noch nach ihrer Entlassung durch den „Zivilversorgungsschein“ als Beamte bei jeder Reichsbehörde angestellt werden müssen, —

wenn man das alles bedenkt und in Betracht zieht, dann wird man zu dem Ergebnis kommen müssen:

Die Kerle hatten es wahrhaftig nicht nötig, ins Zuchthaus oder ins Gefängnis zu kommen.

Da die Ursachen ihrer Verbrechen nicht in sozialer Not zu finden sind, so bleibt nur der Schluß übrig:

Entweder sind hier von Natur aus so viele Verbrecher zur Reichswehr gegangen, oder aber die Reichswehr erzieht so viele Menschen zu Verbrechern.

Die Leser meiner anti-militärischen Schriften kennen ja zur Genüge meinen Standpunkt über die uniformierten Verbrecher und meine Ansichten über die staatlich konzessionierten Berufsmörder, so daß ich mir heute jedes weitere Wort darüber sparen kann, zumal ich augenblicklich keine Zeit zum „sitzen“ habe.

Daß aber ein Beruf, der in seiner letzten Konsequenz der Beruf des Mordhandwerkers ist, nicht gerade veredelnd auf die Mordhandwerker wirkt, ist wohl ohne weiteres einleuchtend.

Selbstverständlich meine ich mit den Mordhandwerkern nur die bestrafte Reichswehresoldaten, Herr Staatsanwalt, und nicht etwa die augenblicklich noch unbestraften.

Das sind natürlich keine Berufsmörder, sondern Soldaten. Die tragen auch keine Mörderkittel, sondern Uniformen.

Die wohnen auch nicht in staatlich konzessionierten Mörderschulen, sondern in Kasernen.

Ihr Beruf ist kein Mörderberuf, sondern der höchst ehrenwerte und überaus notwendige Beruf eines Soldaten.

Aber... aber... Herr Staatsanwalt, bedenken Sie doch: Jeder 39. Reichswehroldling, den Sie so gern auf die hungernde, rebellierende Arbeiterschaft loslassen, ist ein Verbrecher!!!

Ein von Ihnen selbst verurteilter und bestraffter Verbrecher!

Und diese Kerle haben tausende Proletarier auf dem Gewissen!

Diese Lumpen haben unter dem Bluthund Noske für Grabesruhe und Ordnung gesorgt!

Diese Verbrecher...

Kann man da noch eine Zeile weiter schreiben?
Ich kann's nicht...

Und bei der Sipo?

Es muß festgestellt werden, daß die Verbrecher in den Reihen der Schutzpolizei noch viel zahlreicher zu finden sind, als bei der Reichswehr.

Unsere ständigen Veröffentlichungen unter „Menschen a. D.“ beweisen das zur Genüge.

Verbrecher aller Kategorien sitzen in den Reihen der Ordnungshüter.

Angefangen vom Lustmörder-Schupo Gert, bis zum uniformierten Sittlichkeitsverbrecher. Ganz zu schweigen von den Betrügnern, Spitzbuben, Hochstaplern und Rohlingen innerhalb der Sipo, Schupo, Popo usw.

Gemessen an den uns vorliegenden gerichtlich abgeurteilten Fällen kann man ohne Uebertreibung annehmen, daß jeder 12. Polizist ein Verbrecher ist!

Wir könnten jede Woche eine ganze Nummer der „Schwarzen Fahne“ mit amtlich festgestellten Verbrechen bei der Sipo füllen, aber aus Raumangel müssen wir uns mit nur einer Seite begnügen, zumal unsere Zeitung schon neunmal verboten wurde aus Angst vor der Wahrheit, die wir immer wieder verkünden.

Wahrscheinlich wird auch diese Nummer wieder verboten und beschlagnahmt werden (wenn sie längst im ganzen Reiche verbreitet ist), denn die uns bekannten Spitzel lauern jede Woche auf Arbeit, besuchen uns in unserer Redaktion und schnüffeln jede neue „Schwarze Fahne“ eifrig durch, ob sich nicht wieder Gelegenheit zur erneuten Beschlagnahme finden läßt.

„Wenn doch diese Strolche und 8-Groschenjungen in ihren eigenen Reihen mal so gründlich „Haussuchen“ würden!!!“

Die Gefängnisse und Zuchthäuser würden sich füllen mit diesem Gesindel!

Jeder zwölfte...!!!

In irgendeinem anderen Lande, selbst bei den Eskimos oder bei den Zulus, hätte der hundertste Teil unserer politischen und ökonomischen Schweinezustände genügt, um die Volksbedrücker und Ausbeuter zum Teufel zu jagen!

Aber die deutsche Arbeiterschaft schläft!

Schläft und schläft...

...veranstaltet höchst ordnungsmäßige, gesetzlich erlaubte Demonstrationen und läßt sich bei dieser Gelegenheit von den Ordnungsbestien zum Krüppel schlagen!

Das Bild, das jammervolle Bild, das viele Hunderte, selbst tausende Proleten vor einem halben Dutzend dieser Ordnungsbestien Reißaus nehmen... ist das nicht empörend?!

Beim Anblick solcher Dinge steigt einem das Blut in den Kopf, denn die Feigheit des deutschen Proletariats stinkt zum Himmel!!!

Von der letzten Demonstration in Berlin einige Stimmungsbilder:

Die Bluthunde beißen...

Ein alter Mann schleppt sich mühsam am Stock über den Fahrweg in der Nähe des Berliner Schlosses. Einen Augenblick bleibt der Alte stehen, um zu verschlafen. „Weiter gehen!“, brüllen sofort die Sipohorden. Der Alte kann dem Befehl nicht so schnell Folge leisten, da hilft ihm ein Sipo, (ein Bauernjunge, von vielleicht 20 Jahren), etwas nach, indem er ihm die Faust in den Rücken stößt, so daß der Alte taumelt. Vor Wut zitternd hebt der Alte abwehrend seinen Stock gegen den uniformierten Rohling, aber sofort wird er von sechs anderen „Helden“ umringt. Nur dadurch,

daß sich unsere herumstehenden Jugendgenossen dazwischen warfen, kam der Alte mit heiler Haut davon. Gegen die Ordnungsbestien ballen sich die Fäuste, „Bluthunde“, — „Bauernlummel“, — „Pfui, Pfui!“ — gelst es rings umher. Die Sipo fängt an zu „säubern“. Von irgendwo schreit einer über den Platz: „Von unseren Steuergroschen leben diese Lumpen!“

Ein anderes Bild:

Einer unserer Jugendgenossen, der durch seine große Körpergröße auffällt, erscheint einem „Schutz“polizisten als eine vorzügliche Zielscheibe. Als der Genosse am Schloß vorbei zur Breiten Straße hinunterging, kam er bei zwei Ordnungshütern vorbei, von denen der eine Held zum andern sagte:

„Du, dem möchtest mal eins mit dem Kolben auf den Schädel geben, der würde aber zusammenknicken.“

Worauf der andere mit einem ironischen Lächeln und durch Kopfnicken seinem Kameraden vollkommen beipflichtete.

Dieses Gespräch ist von einwandfreien Zeugen gehört worden, die diesen Vorgang bezeugen können.

Sie sollen „durchgreifen“...

Die Demonstration ist zu Ende. Ruhig und friedlich strömen die Massen nach Hause. Im Volksgedränge gehen auch drei Sipo. Sie unterhalten sich gemütlich, und wenn der Verkehr zu stocken droht, rufen sie freundlich den Massen zu: „Kinder, geht doch weiter!“ Ihr anständiges Verhalten hat sichtlich Erfolg bei der Arbeiterschaft. Nirgends gibt es Reibereien, friedlich geht jeder seinen Weg. Aber einem Sipoletnant scheint dieses freundliche Verhalten der Beamten weniger zu gefallen. Er rast auf die beiden anständigen Sipo zu, indem er die Umstehenden roh beiseite stößt und brüllt sie an: „Was denken Sie sich denn, das ist doch hier keine gemütliche Nachmittagsunterhaltung. Hier soll durchgegriffen werden! Seh ich das noch einmal, dann werden Sie morgen expediert!“

Also Unruhe stiften soll die Polizei. Sie braucht keine anständigen Menschen in ihren Reihen, denn die gehören in die Klassenfront des Proletariats!

... und sie greifen durch.

Beim Abmarsch der Demonstranten vom Lustgarten durch die Kaiser-Wilhelm-Straße warteten einige Sipo auf die

die Kaiser-Wilhelm-Straße warteten einige Bestien auf die ersehnte Gelegenheit „durchzugreifen“. Endlich, an der Ecke Münzstraße glaubten sie genügend Grund gefunden zu haben, auf die wehlosen Demonstranten loszudreschen. Trotz mehrfachen Ermahnens einiger besonnener Arbeiter an die Schupo; nicht zu provozieren, da die abmarschierenden Proleten selber für Ruhe und Ordnung sorgen, brachten es mehrere dieser uniformierten Republikaner fertig, rücksichtslos eine geschlossene Gruppe vom Zuge zu trennen. Natürlicherweise ähnten die weiter hinten kommenden Demonstranten nichts von dem plötzlichen Stillstand vorne und gingen daher weiter vor, zumal von hinten einige Ueberfallkommandos den Zug weiterdrängten. Nun war natürlich der geeignete Moment gekommen, und die Ordnungshüter konnten „durchgreifen“.

Weit ausholend schlug einer der Sipo einem Arbeiter mit dem Gummiknüppel direkt ins Gesicht. Das war das Zeichen für die anderen Ordnungsbestien ihrerseits ebenfalls loszuschlagen. Als sich die Geschlagenen mit Recht zur Wehr setzten, schien der Augenblick gekommen, daß auch die von hinten kommenden Ueberfallkommandos auf die erregte Menge losgelassen werden konnten. Zeugen können bekunden, daß einem Demonstranten dreimal mit dem Seitengesicht direkt ins Gesicht geschlagen wurde! Schließlich wurde auch geschossen. Einer unserer Genossen erhielt mehrere wuchtige Schläge mit dem Gummiknüppel über den Arm und den Rücken und wurde außerdem mit dem Seitengewehr an der Hand verletzt. Die Anzahl der anderen Mißhandelten läßt sich im Augenblick noch nicht feststellen.

Vorstehende Berichte, die wir auf ihre Richtigkeit eingehend geprüft haben, lassen erkennen, was die Arbeiterschaft in Zukunft zu erwarten hat, von dieser monarchistischen Republik und seiner Prätorianergarde.

China ist weiter als wir

„In einem der Rayons der Provinz Tsangsi versammelten sich zur Eröffnungsfest der Rayonsschule mehrere Tausend Bauern der umliegenden Dörfer, die in einem geschlossenen Manifestationszuge zum Schulgebäude zogen. Vom Trupp der Ortspolizei wurden die Manifestanten auseinandergejagt. Als Antwort auf dieses Vorgehen der Polizei umringten 700 bewaffnete Bauern die Polizeiverwaltung und überfielen die dort befindlichen Polizisten.“ (Aus den Zeitungen.)



Massendemonstration gegen die Rechtsregierung! Die K. P. D. rief auf zur Demonstration nach dem Berliner Lustgarten.

Was wollen die Anarchisten?

4. Fortsetzung.

Wie vollzieht sich die soziale Revolution?

Streik.

Die Revolution ist kein Putsch, den eine Organisation oder eine Parolenfabrik hervorrufen kann. Sie ist ein Prozeß, dessen Ursache das kapitalistische System ist.

„Auch die wirtschaftliche Umwälzung kann sich nur als ein von der proletarischen Massenaktion getragener Prozeß vollziehen. Die nackten Dekrete oberster Revolutionsbehörden über die Sozialisierung sind allein ein leeres Wort. Nur die Arbeiterschaft kann das Wort durch eigene Tat zum Fleische machen. In zähem Ringen mit dem Kapital, Brust an Brust in jedem Betriebe, durch unmittelbaren Druck der Massen, durch Streiks, durch Schaffung ihrer ständigen Vertretungsorgane können die Arbeiter die Kontrolle über die Produktion und schließlich die tatsächliche Leitung an sich bringen.“

(Rosa Luxemburg, „Was will der Spartakusbund“)

„Es liegt gerade in dem ganzen Wesen der Revolution, daß die Streiks sich mehr und mehr auswachsen, daß sie zur Hauptsache der Revolution werden müssen. Das ist dann eine ökonomische Revolution, und damit wird sie eine sozialistische. Der Kampf um den Sozialismus kann aber nur durch die Massen, unmittelbar Brust an Brust mit dem Kapitalismus ausgefochten werden, in jedem Betrieb, von jedem Proletarier gegen seinen Unternehmer. Nur dann wird es eine sozialistische Revolution sein.“

Gedankenlosigkeit freilich stellt sich den Gang anders vor. Man dachte, es ist nur nötig, die alte Regierung zu stürzen, eine sozialistische Regierung an die Spitze zu stellen, dann werden Dekrete erlassen, die den Sozialismus einführen. Das war nichts als eine Illusion.

Der Sozialismus wird nicht gemacht und kann nicht gemacht werden, durch Dekrete, auch nicht von einer noch so ausgezeichneten sozialistischen Regierung. Der Sozialismus muß durch die Massen, durch jeden Proletarier gemacht werden. Dort, wo sie an die Kette des Kapitals geschmiedet sind, dort muß die Kette zerbrochen werden.“ (Rosa Luxemburg, Rede zum Programm, 29. 12. 1918).

Fabrikbesetzung.

Aber das gegenwärtige Stadium der Revolution erfordert und versteht unter Kampf zum Sturze des Kapitalismus etwas anderes als Arbeitszeit- und Lohnkämpfe. Und die Vorbereitung einer neuen Gesellschaft kann unmöglich in willkürlichen lokalen Verbänden vor sich gehen.

Da hat denn auch die geschichtliche Notwendigkeit das Proletariat zu anderer Handlungsweise gezwungen und die Kämpfe zwischen den beiden feindlichen Klassen auf eine ganz neue Grundlage gedrängt.

Das begann in der russischen Revolution von 1905. Dort entstanden zum erstenmal Arbeiterräte. Ihre Geschichte dürfte nun genügend bekannt sein. Oder aber es ist höchste Zeit,

sich darüber zu informieren. Sie verschwanden, als der Aufstand niedergeschlagen war. Waren aber sogleich zur Stelle, als 1917 von neuem die Revolution ihr Banner erhob. Von da ab ging der bewußte Gedanke der Arbeiterräte über ganz Europa. Heute hören wir aus Afrika, Asien, Australien und Amerika die Stimmen der Arbeiterräte-Bewegung. Der Kampf aber, den das Proletariat mit und für seine Arbeiterräte führte, hat ihm gezeigt, daß für diesen Kampf auch eine ganz neue Grundlage nottut.

Dem Kapital ist mit Lohnbewegungen kein sozialer Vorteil mehr abzuringen. Dazu haben die Kapitalisten ihren Finanz- und Wirtschaftsapparat zu gut „geschmiert“. (Die Gewerkschaften gehören mit dazu.)

Und den kapitalistischen Regierungen ist mit Papierpartei- protesten und Fahnenumzügen (soll Demonstration heißen) nicht im geringsten zu imponieren. Ein einziger Gummiknüppel wiegt den ganzen Zauber auf.

Durch solche Lehren hat das Proletariat seine einzig mögliche Organisationsform und seine wirkliche Machtbasis kennen gelernt. Und dort auch wird das Proletariat sofort das Übergewicht gegen seinen Feind haben, sobald die Mehrheit der Schaffenden zur Erkenntnis dieser Macht gelangt. Dann werden wir auch nicht mehr über Zentralismus und Föderalismus streiten, sondern beide zu näherer Einheit verbinden.

Nicht mehr das Kommando von irgendwo oben und auch nicht das Aneinander-vorbei des Föderalismus bestimmt uns, sondern Selbstverantwortung des Einzelnen und der Gruppe, und seine Uebereinkunft bei freiwilliger Verpflichtung beherrschen diese Bewegung.

Die Kämpfe, die die Arbeiter auf der neuen Front bisher geführt haben, zeugen alle von der ungeahnten Tragfähigkeit dieser Bewegung. Und diejenigen, die es wissen müssen, bürgerliche Regierer, wie der italienische Ministerpräsident, haben die Gefährlichkeit dieser proletarischen Waffe bestätigt. Das war gelegentlich der Betriebsbesetzung in Italien im Jahre 1920. Denn das ist die neue Form des Endkampfes zwischen Kapital und Arbeitskraft. Nicht wie früher geben die Arbeiter ihre Betriebe aus der Hand, indem sie beim Generalstreik etwa nach Hause gehen. Es wird auch nicht mehr für „Forderungen demonstriert“. Nein, wir bleiben in den Fabriken. Wir behalten die Produktionsmittel, die uns gehören, in der Hand. Und wenn die Klopffechter des Kapitals die Betriebe angreifen, nun — dann entbrennt der Kampf.

Bürgerkrieg.

„In den bürgerlichen Revolutionen war Blutvergießen, Terror, politischer Mord die unentbehrliche Waffe in der Hand der aufsteigenden Klassen.“

Die proletarische Revolution bedarf für ihre Ziele keines Terrors, sie haßt und verabscheut den Menschenmord. Sie bedarf dieser Kampfmitter nicht, weil sie nicht Individuen, sondern Institutionen bekämpft, weil sie nicht mit naiven Illu-

sionen in die Arena tritt, deren Enttäuschung sie blutig zu rächen hätte. Sie ist kein verzweifelter Versuch einer Minderheit, die Welt mit Gewalt nach ihrem Ideal zu modeln, sondern die Aktion der großen Millionenmasse des Volkes, die berufen ist, die geschichtliche Mission zu erfüllen und die geschichtliche Notwendigkeit in Wirklichkeit umzusetzen.

Aber die proletarische Revolution ist zugleich die Sterbeglocke für jede Knechtschaft und Unterdrückung. Darum erheben sich gegen die proletarische Revolution alle Kapitalisten, Junker, Kleinbürger, Offiziere, alle Nutznießer und Parasiten der Ausbeutung und der Klassenherrschaft wie ein Mann zum Kampf auf Leben und Tod.

Es ist ein toller Wahn zu glauben, die Kapitalisten würden sich gutwillig dem sozialistischen Verdikt eines Parlaments, einer Nationalversammlung fügen, sie würden ruhig auf den Besitz, den Profit, das Vorrecht der Ausbeutung verzichten. Alle herrschenden Klassen haben um ihre Vorrechte bis zuletzt mit zähester Energie gekämpft.

Die imperialistische Kapitalistenklasse überbietet als letzter Sproß der Ausbeuterklasse die Brutalität, den unverhüllten Zynismus, die Niedertracht aller ihrer Vorgänger. Sie wird ihr Allerheiligstes, ihren Profit und ihr Vorrecht der Ausbeutung, mit Zähnen und mit Nägeln, mit jenen Methoden der kalten Bosheit verteidigen, die sie in der ganzen Geschichte der Kolonialpolitik und in dem letzten Weltkrieg an den Tag gelegt hat. Sie wird Himmel und Hölle gegen das Proletariat in Bewegung setzen. Sie wird das Bauerntum gegen die Städte mobil machen, sie wird rückständige Arbeiterschichten gegen die sozialistische Avantgarde aufhetzen, sie wird mit Offizieren Metzelleien anstiften, sie wird jede sozialistische Maßnahme durch tausend Mittel der passiven Resistenz lahmzulegen suchen.

All dieser Widerstand muß Schritt um Schritt mit eiserner Faust, mit rücksichtsloser Energie gebrochen werden.

Der Kampf um den Sozialismus ist der gewaltigste Bürgerkrieg, den die Weltgeschichte gesehen, und die proletarische Revolution muß sich für diesen Bürgerkrieg das nötige Rüstzeug bereiten, sie muß lernen, es zu gebrauchen — zu kämpfen und zu siegen.“ (Rosa Luxemburg, „Was will der Spartakusbund“?)

Wir können die schönsten pazifistischen Theorien haben, die angreifenden Weißen Gardien werden uns nicht danach fragen.

Aber nicht mit den Mitteln des geistlosen preußischen Militarismus, nicht mit Trägern schöner Uniformen und nicht mit Schalmeienkapellen wird dieser Kampf ausgefochten werden. Die von der Revolution begeisterten Massen werden in der Revolution die notwendigen Wege finden. Max Hölz' rote Armee und Nestor Machno's ukrainische Bauern haben uns das bewiesen. Die Revolution ist aber nicht abhängig von Sieg oder Niederlage einer Barrikadenschlacht. Die Macht hat, wer die Betriebe hat.



№. 151

Geburtstags-Feier unter „Polizeiaufsicht“

Dem Polizeipräsidenten ging eines Tages die Mitteilung zu, daß verschiedene Lokale in der Jägerstraße unter Duldung von Schutzpolizeibeamten allnächtlich, ohne sich um die Polizeistunde zu kümmern, ihre Betriebe bis zum frühen Morgen offenhielten.

Kriminalkommissar Kanthak und eine Vigilantin ließen sich nachts von Schleppern ansprechen und wurden in den „Hansakeller“ geführt, wo sich zahlreiche Gäste bereits eingefunden hatten. Inmitten der Menge fiel besonders ein uniformierter Beamter, der laute Reden hielt und gerade zwei Mädchen umfaßte, auf. Kanthak sah, daß der Geschäftsführer Becker auf den Beamten zutrat und ihm eine Schachtel Zigaretten und Geld gab. Plötzlich tönte von draußen ein heftiges Pochen und einige Aengstliche riefen: „Die Grünen kommen!“ Der Beamte, ein Polizeioberwachmeister Hans Pidzilik, blieb ruhig: „I was! Kinder, seid nicht so ängstlich! Wir gehen leise hinten heraus und sagen, wir kämen von einer Geburtstagsfeier!“ Sein Rat fand Beifall und hatte Erfolg. Sämtliche Gäste konnten ungehindert passieren. — Für Pidzilik hatte die „Geburtstagsfeier“ ein peinliches Nachspiel vor dem Schöffengericht Berlin-Mitte. Er war dort zusammen mit dem Geschäftsführer Becker wegen Bestechung angeklagt. Zu seiner Entschuldigung führte er an, daß er bis nachmittags dienstfrei gewesen wäre und dann auf dem Revier den Schließposten gehabt hätte. Mit Erlaubnis seines Vorgesetzten hätte er abends ein Lokal aufgesucht und sich dort betrunken. Er wäre dann einer Wache zugeeilt worden und wüßte nicht, wie er eigentlich in den „Hansakeller“ gekommen wäre. Zigaretten und Getränke hätte er ordnungsgemäß bezahlt, und Becker hätte ihm nur auf einen größeren Schein Geld herausgegeben.

Der Antrag des Staatsanwalts lautete auf sechs Monate Gefängnis, Ehr- und Aemterverlust. Das Gericht verurteilte Pidzilik wegen Anzeigenunterdrückung und Polizeistundenüberschreitung zu zwei Monaten Gefängnis und 10 Mark Geldstrafe. Becker erhielt 100 Mark Geldstrafe.

№. 152

Eine Rohheit für — 300 Mk.

Wegen Körperverletzung hatte sich vor dem Mainzer Bezirkschöffengericht ein Polizeiwachmeister aus Bingen zu verantworten, der gelegentlich eines Streites in einer Wirtschaft auf einen am Boden liegenden Kaufmann mit dem Säbel einhieb und ihn dadurch schwer verletzte. Der Staatsanwalt beantragte eine Gefängnisstrafe von vier Monaten. Das Gericht billigte dem Beamten mildernde Umstände zu und erkannte auf eine Geldstrafe von 200 Mk. sowie auf die durch das Verfahren entstandenen Kosten. Außerdem wurden dem Verletzten 300 Mark als Entschädigung zugesprochen.

№. 153

Nächtliches Abenteuer mit Polizei-Rowdies

Nachdem in voriger Woche zwei Beamte der Bielefelder Schutzpolizei wegen Körperverletzung verurteilt worden waren, hatten sich wiederum drei Beamte, und zwar der Unterwachmeister Bernhard Homann, der Wachmeister Richard Sackel und der Oberwachmeister Karl Dontera von hier wegen gemeinschaftlicher Körperverletzung mittels gefährlichen Werkzeugs und Ueberfalls zu verantworten. In später Nachtstunde des 13. Oktober v. J. kamen die drei Angeklagten in Zivilkleidung durch die Friedrich-Ebert-Straße. Homann, der angeblich bei zwei auf der anderen Straßenseite entgegenkommenden Damen seine Braut vermutet haben wollte, versuchte eine derselben zu attackieren, wurde aber von deren in einiger Entfernung

folgendem Ehemann daran gehindert. Dessen Frage, was er von seiner Frau wolle, beantwortete Homann, daß ihn das nichts angehe, und als er sich schützend vor seine Frau stellte, erhielt er von Homann einen Schlag. Bei der Abwehr dieses Angriffs, wobei es zwischen den beiden zum Handgemenge kam, wurde der Ueberfallene verletzt, worauf sich die Angeklagten eiligst in der Richtung Herforder Straße entfernten. In der Nähe der Maschinenhandlung Oltroge wurde Homann durch den Ueberfallenen und einen entgegenkommenden Zahnarzt gestellt und zur Angabe seiner Personalien aufgefordert. Dabei kam es abermals zu einem Zusammenstoß und zu einer wüsten Schlägerei, in welche die zwei anderen Angeklagten aus „Kameradschaft“ eingriffen und dem Zahnarzt ebenfalls durch Stockschläge eine Kopfverletzung beibrachten. Der Feststellung ihrer Personalien entzogen sich die Polizeibeamten durch schleunigste Flucht. Erst nach einigen Tagen konnten Stand und Namen der Täter ermittelt und Strafanzeige gegen sie erhoben werden. In der Erkenntnis der Folgen ihrer Handlungsweise hatten sie später um Entschuldigung gebeten und die Zurücknahme der Strafanzeige zu erreichen versucht. Die Angabe der Angeklagten wichen von dem durch die Zeugen erwiesenen Sachverhalt wesentlich ab. Der Klagevertreter hielt die Angeklagten indessen für überführt im Sinne der Anklage und beantragte gegen Homann vier Monate Gefängnis, gegen Sackel und Dontera an Stelle einer Gefängnisstrafe von 1 Monat 300 Mark Geldstrafe. Das Gericht erkannte gegen Homann an Stelle einer verwirkten Gefängnisstrafe von 2 Monaten und 4 Wochen auf 300 Mark Geldstrafe, gegen die beiden anderen Angeklagten auf je 50 Mark Geldstrafe. In der Urteilsbegründung wurde das Verhalten der Angeklagten, die als Polizeibeamte Hüter der Ordnung sein sollten, scharf verurteilt. Bei der Strafzumessung war als mildernd berücksichtigt worden, daß den Verletzten an einer Bestrafung nichts lag und von ihnen die Anzeige zurückgenommen worden war.

Stiel Läm um — Polzeistenblut

Der geladene Revolver.

Vor dem Amtsgericht Köpenick hatte sich der Polizeiwachmeister J. aus Rahnsdorf wegen fahrlässiger Körperverletzung zu verantworten. Es wurde ihm vorgeworfen, daß er seinen Dienstrevolver bei der Revision übergeben hatte, ohne das Patronenmagazin herausgenommen und den revidierenden Beamten darauf aufmerksam gemacht zu haben, daß noch Patronen im Magazin enthalten seien. Der Revisor hatte auf dem Polizeirevier in Friedrichshagen den Revolver in die Hand genommen und dabei eine Bewegung gemacht, so daß eine Patrone in den Lauf kam und ein Schuß losging. Das Geschöß hatte dem anwesenden Polizeihauptmann Knispel die Hand durchbohrt. Der Sachverständige, Polizeihauptmann Hagemann, erklärte, daß zwar keine Vorschriften bestehen, daß die Pistolen entladen zur Revision zu schicken seien, dies sei aber selbstverständlich, und die Schuld liege daher nicht bei dem Revisor, sondern beim Angeklagten. Der Staatsanwalt beantragte 50 Mark Geldstrafe. Der Verteidiger verlangte aus tatsächlichen und rechtlichen Gründen die Freisprechung des Angeklagten. Der Revisor hätte die Pflicht gehabt, genau zu prüfen, ob der Revolver geladen war. Aber nach einer Reichsgerichtsentscheidung könne der Angeklagte nicht bestraft werden, wenn eine Fahrlässigkeit nur in einer Unterlassung bestehe. Nach dieser Entscheidung müsse eine im Gesetz begründete Rechtspflicht zu einer Handlung vorhanden sein. Diese fehle aber, da entsprechende Vorschriften nicht bestehen. Das Amtsgericht schloß sich dieser Auffassung an und sprach den Angeklagten frei.

№. 154

Greifen und — greifen lassen

Der Polizeihauptwachmeister R. verwaltete einen Fond, den die Beamten zur Beschaffung von Kohlen angelegt hatten. Von dem ihm anvertrauten Geld behielt er einen Betrag von 131 Mark für sich; in einem anderen Fall fälschte er

eine Quittung von 26 Mark. Der Angeklagte gab die Taten zu. Das Gericht verurteilte ihn wegen schwerer Urkundenfälschung in Tateinheit mit einfacher Urkundenfälschung zu 2 Monaten 1 Woche Gefängnis. Die Suspendierung vom Dienst war bereits früher ausgesprochen.

№. 155

Sreispprüche, noch und noch

Vor dem Schöffengericht in Köln hatte sich der württembergische Diplomkaufmann Narr wegen Widerstandes gegen die Staatsgewalt zu verantworten. Der Angeklagte erschien eines Nachts kurz nach 2 Uhr auf dem Hauptbahnhof, um sich nach einem Zuge nach Elberfeld zu erkundigen. In der Vorhalle des Bahnhofes wurde etwas hinter ihm hergerufen, wahrscheinlich in kölnischer Sprache, was er als Württemberger nicht verstand. Plötzlich fühlte er sich von einem Beamten am Arme gefaßt, und er wurde ersucht, den Bahnhof zu verlassen, falls er keine Karte habe. Es entspann sich ein Wortwechsel und eine gegenseitige Stoßerei, bis mit Hilfe zweier weiterer Beamten der Diplomkaufmann mit Gewalt zur Bahnhofswache geschleppt wurde. Hier kam er aus Mund und Nase blutend an. Völlig erschöpft ließ er sich auf die dort stehende Bank nieder und konnte nur noch seine Brieftasche herausziehen, um dem diensttuenden Beamten seinen Personalausweis zu geben.

In großer Erregung über die ihm zuteil gewordene Behandlung stieß er öfter die Worte aus: „Hilfe, Mißhandlung, Polizei,“ mit dem Erfolg, daß er in die kleine, überaus heiße Zelle gestofen wurde. Als er hier weiter um Hilfe rief, fesselte man ihn zunächst die Hände auf den Rücken, später auch die Füße, und als er durch Stoßen gegen die Türe keine Ruhe geben wollte, wurden seine auf dem Rücken gefesselten Hände mittels eines Strickes an die Beine angeschlossen, und er in diesem Zustande stundenlang in der Zelle festgehalten. Morgens gegen einhalb 6 Uhr hat man den Kaufmann entlassen.

Die ärztliche Untersuchung ergab sehr erhebliche Verletzungen im Gesicht, an der Nase, an Armen und Beinen, und vor allem erhebliche, stark schmerzende Schwellungen infolge der stattgefundenen Fesselung.

Die Beamten behaupteten, der Kaufmann habe sich von vornherein widersetzt, sich auch noch widersetzt, als er in der Zelle gewesen sei. Auf den Vorhalt des Vorsitzenden und der Verteidiger, inwiefern der Kaufmann überhaupt Widerstand geleistet habe, und vor allem, wie er in der Zelle habe Widerstand leisten können, erfolgte irgendwie ausreichende Erklärung. Er sollte angeblich „Halunken“ gerufen haben. Zeugen waren bei dem Vorfall, außer einem halben Dutzend Beamten, keine vorhanden.

Der Verteidiger geißelte in scharfen Ausführungen den geradezu ungeheuerlichen Vorfall. Nichts sei einfacher gewesen, als den Beschuldigten, falls er sich, was keineswegs erwiesen sei, vergangen hätte, nach Feststellung der Personalien aus dem Bahnhof hinauszubringen. Das Einsperren in die Zelle und die direkt grausame Fesselung seien als unerhörte Uebergriffe der Beamten anzusprechen, die an mittelalterliche Folterzustände erinnerten, und die man heute nur noch als grausame Strafe in der Fremdenlegion kenne. Mit Nachdruck wies der Verteidiger darauf hin, daß solche Vorkommnisse das allgemeine Ansehen der Beamenschaft in empfindlicher Weise zu schädigen geeignet seien.

Man müsse, wenn diese Sache draußen bekannt würde, vor Scham erröten, daß so etwas im Jahre 1926 in Deutschland noch möglich sei.

Das Gericht entschied, daß eine Schuld des Angeklagten in keiner Weise nachgewiesen sei. Wohl aber sei festgestellt, daß der Angeklagte in einer unerhörten Weise auf der Wache behandelt worden sei. Er sei zweifellos erheblich mißhandelt worden. Der Angeklagte wurde auf Kosten der Staatskasse freigesprochen. (Und die Folter?)

Die feindlichen Nachbarn

Eine russische Fabel

Von

Maxim Gorkij.

Auf der einen Hälfte der Erde lebten die Kusmitschen, auf der anderen die Lukitschen und zwischen beiden war ein Fluß. Die Erde ist eng, die Menschen sind gierig und neidisch und so kam es oft wegen ganz geringfügiger Ursache zum Streit; sobald dem einen irgend etwas mißfiel, fiel er gleich mit einem Hurra! über den anderen her. Daraus entstand dann eine richtige Schlägerei, schließlich siegten die einen und nun begann man den Gewinn und Verlust auszurechnen; man zog einen Saldo, so wie es sich gehört, aber — welch Wunder — es wurde doch tüchtig gerauft, kein Pardon gegeben — und trotzdem ließ sich kein Gewinn herausrechnen. Die Kusmitschen überlegten: „Wenn wir einen Lukitsch schon sehr hoch einschätzen, ist er vielleicht sieben Kopeken wert, und um ihn totzuschlagen, ist er uns auf einen Rubel neunzig Kopeken zu stehen gekommen.“

Aber auch die Lukitschen dachten über die Sache nach: „Ein lebendiger Kusmitsch ist sogar nach seiner eigenen Schätzung keine fünf Kopeken wert und seine Vernichtung kostete uns neunzig Kopeken.“

Wie ist das nur möglich? Und da beide vor einander Angst hatten, beschlossen sie: „Es müssen mehr Waffen angeschafft werden, dann wird der Krieg kürzer werden und das Töten wird billiger zu stehen kommen.“ Und ihre Kaufleute stopften sich die Geldsäcke voll und riefen: „Bürger, rettet das Vaterland. Das Vaterland verlangt schwere Opfer!“ Endlich waren unzählige Waffen herbeigeschafft, man wartete den geeigneten Moment ab und dann ging es wieder ans gegenseitige Morden. Lange dauerte der Kampf; sie besiegten und beraubten einander — und machten wieder Bilanz.

„Es muß bei uns,“ sprachen die Kusmitschen, „etwas nicht in Ordnung sein. Unlängst töteten wir die Lukitschen

für einen Rubel neunzig Kopeken das Stück, und jetzt kostet uns jede umgebrachte Seele zwei Rubel vierzig Kopeken.“ Und sie wurden ganz verzagt. Aber auch die Lukitschen war es nicht fröhlich zu Mute. „Diesmal ist die Sache schwach ausgefallen. Der Krieg kostet uns so viel, daß es sich bald nicht mehr lohnen wird, Krieg zu führen.“

Da sie aber starrsinnig waren, kamen sie zu folgendem Entschluß: „Wir müssen eben die todbringende Technik noch weiter vervollkommen.“ Und die Kaufleute stopften die Beutel voll und schrien: „Brüder, das Vaterland ist in Gefahr.“ Sie selbst aber gingen mit den Preisen beständig in die Höhe. Unterdessen vervollkommneten die Kusmitschen und Lukitschen die Mordtechnik, besiegten einander, raubten, was zu rauben war, begannen dann die Einnahmen und Ausgaben zusammenzurechnen — man könnte fast weinen. Ein lebender Mensch ist ganz wertlos, doch sein Tod kostet immer mehr. Und sie klagten einander in friedlichen Tagen ihr Leid.

„Diese Sache wird uns noch ganz ruinieren,“ wehklagten die Lukitschen. „Sie wird uns noch vollends zugrunde richten,“ stimmten die Kusmitschen bei. Und trotzdem kam es — als einmal des einen Ente nicht vorschriftsmäßig ins Wasser tauchte — wieder zur Schlägerei. Und ihre Geschäftsleute stopften sich die Säcke voll und jammernten: „Ein Elend ist es mit diesem Papiergeld; wieviel man auch davon hereinbekommt, es ist immer noch zu wenig.“

Sieben Jahre lang haben die Lukitschen und Kusmitschen miteinander Krieg geführt, ohne Erbarmen einander gemordet, Staaten vernichtet, alles verbrannt, selbst fünfjährige Buben gezwungen, die Maschinengewehre zu bedienen. Es kam so weit, daß den einen nur die Bastschuhe und den anderen nur die Halsbinden übrig blieben; nackt liefen die Völker herum. Der Krieg wurde gewonnen, es wurde Beute gemacht, Rechnung aufgestellt und da fielen beide in Ohnmacht. Sie zwinkerten mit den Augen und murmelten: „Brüder, unsere Beutel reichen für kriegerische Maßnahmen

nicht aus! Schaut doch selbst — das Umbringen jedes einzelnen Kusmitschen kostet uns zehn Rubel. Nein, wir müssen andere Maßnahmen treffen.“

Es wurde beratschlagt, und dann gingen sie alle ans Ufer — und da standen auch schon die Feinde vollzählig am anderen Ufer. Sie schauten aufeinander und es war, als würden sie sich schämen. Sie drehten sich um, konnten nicht den richtigen Beginn finden und riefen endlich von Ufer zu Ufer: „Was wollt ihr denn?“ „Wir — gar nichts. Und — ihr.“ „Wir — auch nichts.“ „Wir sind — einfach nur so hergekommen — den Fluß zu betrachten.“ „Auch wir...“

Sie standen dort, kratzten sich die Köpfe, manche waren verschämt — andere stöhnten traurig. Dann riefen sie wieder: „Sind eure Diplomaten dabei?“ „Ja — und die euren?“ „Unsere auch...“ „Wollt ihr...?“ „Und ihr...?“ „Ja; was denkt ihr euch dem von uns, wir können...“ „Und wir — wir sind auch bereit...“

Sie verstanden einander und sie ertränkten ihre Diplomaten im Fluß, dann ging das Reden erst wirklich los: „Wißt ihr, weshalb wir gekommen sind?“ „Wir glauben es zu wissen.“ „Nun — weshalb?“ „Ihr wollt Frieden schließen.“

Die Kusmitschen waren sehr überrascht. „Wie habt ihr das erraten?“ Die Lukitschen schmunzeln und sagen: „Eigentlich wollten wir ja selbst — das heißt, auch wir wollten und so... Das Kriegführen ist uns nämlich schon gar zu teuer zu stehen gekommen.“ Ganz unsere Meinung.“ „Ihr seid zwar große Gauner, wir wollen aber trotzdem miteinander leben.“ Eigentlich seid ihr selbst — Diebe, aber wir sind einverstanden.“ „Laßt uns brüderlich nebeneinander leben, bei Gott, es kommt billiger.“ „Einverstanden.“

Leicht und fröhlich wurde es allen zu Mute, man tanzte und hüpfte, die Leute waren schier verrückt, Lagerfeuer wurden angezündet und jeden Augenblick fielen sie sich in die Arme und riefen: „Brüder, Liebliche, schön ist es, nicht wahr? Ihr seid zwar... wie soll ich nur sagen...?“ Und die Kusmitschen antworteten: „Volksgenossen! Wir sind alle ein Körper und eine Seele. Ihr seid zwar auch... nun gut...“

Seit dieser Zeit leben die Kusmitschen und die Lukitschen ruhig, friedlich miteinander, sie haben das Kriegshandwerk vollständig in Vergessenheit geraten lassen.

Sie rote Sau! Sie rote Stinkfauche...

Das sind so kleine Kostproben aus den zahlreichen täglichen Drohbrieffen „deutscher“ Männer an Ernst Friedrich, denn der Aerger des Nationalgesindels über die von uns am 27. Januar veranstaltete satyrische „Ex-Kaiser-Geburtstagsfeier“ war so groß, daß sie ihrem erschütterten patriotischen Herzen in Schmähbrieffen Luft machen mußten.

Wir werden in nächster Nummer unserer Zeitung einige dieser Briefe veröffentlichen!

Für heute kündigen wir nur an, daß wir am Sonntag, den 20. März, abends 7 Uhr im großen Saal des Gewerkschaftshauses wieder einen „Knorke-Abend“ veranstalten. Es ist das 2. Jahresfest der Schwarzen Fahne

und zwar wird es diesmal ein

Kolonial- Krieger-Saft

(Ludendorf braucht Kolonien!)

Die Redaktion hofft, auch dieses Jahr alle Lser und Freunde der „Schwarzen Fahne“ beim 2. Jahresfest begrüßen zu können. Nach dem satyrisch-politischen Vorträgen, musikalischen und künstlerischen Darbietungen gemütliches Beisammensein.

Der Kartenverkauf beginnt demnächst.

Deutscher Gruppe Solingen!

„Freie Jugend“: Schickt uns sofort Eure Anschrift!

Arbeiter - Gefang - Vereine !!

Sieben erschien im „Verlag der freien Sängergemeinschaft Deutschlands“

Wiegenlied

von W. S. Detmann (für Männerchor)
Text von Bruno Schönlant
Verlangt Partitur zur Ansicht

Baul Mittau Düsseldorf, Siegr. 15

Die Tribüne

Sie ist die einzige revolutionär sozialistische Wochenschrift des finsternen Osten.

Sie muß schon darum von jedem Revolutionär unterstützt werden.

Sie ist keiner Partei, keinem Bonzenklüngel dienstbar.

Sie wird von der Konterrevolution, von Polizei und Staatsanwalt erbittert verfolgt.

Sie kostet vierteljährlich nur 2,50 Mk.; dieser Betrag ist an den Herausgeber Max Gruschwitz, Breslau, Hohenzollernstraße 73, zu adressieren.

Wer für „Die Tribüne“ wirbt, wirbt für revolutionäre Aufklärung im reaktionären Osten Deutschlands!



Dem unbekanntem Gotte.

Im Preussischen Landtag wurde beschlossen, die Reichsregierung möge zur Vorlage eines Gesetzentwurfes an den Reichstag veranlaßt werden, wonach... Ja, was meint ihr wohl? Kurzum, die Polizei solle zur sofortigen Beschlagnahme von Druckschriften berechtigt sein, wenn diese gegen den Gotteslästerungsparagraphen (insbesondere durch bildliche Darstellungen) verstoßen. Nachdem wir dieses Parlamentsdeutsch überstanden haben, wäre freilich zuzugeben, daß Gott auf seine alten Tage polizeilichen Schutzes gegen tätliche Angriffe bedarf.

Der Grund zu diesem Entschluß des Preussischen Landtages soll im übrigen auf den Kampf der Kirche gegen „Die schwarze Fahne“ zurückzuführen sein. Die Kirche bedauert es nämlich, daß sie die „Die schwarze Fahne“ immer erst beschlagnahmen lassen konnte, wenn sie längst verbreitet war. Aber die Pfaffen werden kein Glück haben, und wenn sie auch noch die Reichswehr zum Schutze Gottes herbeirufen.

Wir haben wieder eine Regierung.

Unser alter lieber Marx ist wieder Kanzler. Wer wollte auch diesen Frömmel bei der Durchführung des Schutzgesetzes entbehren? Damit es aber um so besser klappt, hat man die Deutschnationalen in die Regierung geholt, die dafür ein Bekenntnis zur Republik und ihrer Politik abgelegt haben. Warum sollten sie auch nicht? Es ist doch ihre Republik und ihre Politik. Die SPD. bekam einen Fußtritt und mit ihr die Demokraten samt Tante Kütz, sie drohen nun mit radikaler Opposition, aber es glaubt ihnen keiner. Ihren Gefßer hat man zwar behalten, als „Fachminister“ und Herrn Geßler ist sein Ministergehalt letzten Endes lieber als seine Mitgliedschaft in der Demokratischen Partei. Die Arbeiter aber sollten sich klar darüber werden, was diese Errichtung einer Rechtsdiktatur bedeutet. Die Bourgeoisie will durchgreifen. Die Bourgeoisie rüstet zum Angriff. Das Proletariat muß in den Betrieben zur Abwehr schreiten. Wäre das deutsche Proletariat nicht

Wir suchen und vermitteln

Referenten

für Gruppen und Verbände
der linken Arbeiterbewegung

Die Redaktion der Schw. Sahne

Volksbühne

Theater am Bülowplatz.

Theater am Schiffbauerdamm.

bietet jedem Mitglied für einen Monatsbeitrag von 1,25 Mk. gute Vorstellungen (auch Opern).

Werdet und werbt Mitglieder für die Volksbühne.

durch Parteien und Gewerkschaften unselbständig gemacht und gespalten, wäre es klassenbewußt, der Generalstreik wäre die Antwort auf die Rechtsdiktatur.

Wilhelms Frau kommt nach Berlin.

Im alten Palais unter den Linden wird fieberhaft gerüstet. Zentralheizung wird gebaut, es wird tapeziert und gestrichen. Hermine, des Fahnenflüchtigen Gattin, wird demnächst in Berlin eintreffen. Also nicht nur Wilhelms Geist auch seine Gattin weit nun bald unter uns, sie soll für Wilhelm das Bett machen. Den Tisch wird die Republik schon decken.

Wie der Schneider Poiret die Zukunft der Menschheit sieht.

... Die politischen Erschütterungen Europas werden zur Ruhe gekommen sein, die sozialistischen Ansprüche als unmoderne Utopien betrachtet werden. Die Arbeiterklasse wird ihren Platz wieder eingenommen haben in einer Gesellschaft, die ihrer Beschwerden müde ist.

Für diese Epoche sehe ich eine Rückkehr zum Chiffon voraus: Selbst die Beinkleider, deren Form sich halten wird, werden eine phantasievolle Umhüllung erfahren mit Spitzen, Stickerei, leichtem Musselin...

(Aus einem Aufsatz Paul Poirets im „Querschnitt“)

Die Bürger haben eine weiche Birne.

Ein finsternes Land

Zwei Negerredakteure der „Louisviller (ky.) Nachrichten“ hatten in einem Leitartikel dieser Zeitung einem Richter Parteilichkeit vorgeworfen, der einen Neger zum Tode verurteilte, weil er eine weiße Frau genozüchtigt hatte, dagegen einen Weißen für unzurechnungsfähig und strafflos erklärte, der ein elfjähriges Negermädchen geschändet hatte! Die beiden Redakteure und der Zeitungsverlag erhielten Geldstrafen für ihre Unvorsichtigkeit. (So etwas könnte bei uns doch nicht vorkommen. Nicht wahr? D. C.)

Das gute Buch

Schwererziehbare Kinder.

Diese im Verlag „Am anderen Ufer“ erschienene Serie von Schriften (siehe Inserat!) ist nicht nur wertvoll für Eltern und Pädagogen, sondern sollte von jedem gelesen werden, da jedes Heft Beispiele für die Entstehung des Charakters gibt.

Daumier und der Krieg, (Paul List Verlag, Leipzig). Herausgegeben von Hans Roth.

Diese 64 Lithographien sind nicht nur Meisterwerke der Kunst, sondern (und das ist wesentlicher) auch des Antimilitarismus.

Wera Signer

Nacht über Rußland

Lebenserinnerungen einer Revolutionärin
Erschienen im Malik-Verlag, Berlin W 9

Brosch. 3,50 RM., Halbl. 6,— RM., Leinen 7,— RM.

Die Lebenserinnerungen, die Wera Signer 1922 im Alter von 70 Jahren abschloß, sind nicht allein eine getreue anschauliche Schilderung ihres Lebens, sondern eine klassische Darstellung der heroischen russischen Revolutionsbewegung der Jahre 1875-1883. Der Verfasserin Leben ist untrennbar mit Entbehrungen, Wirken und Untergang des ersten fest organisierten Umsturzbundes, der „Narodnaja Wolja“ (Volkshilfe) verbunden. Als Tochter eines Adligen erzog, widmete Wera Signer ihr großes Wissen und ihr Leben von Jugend an ausschließlich dem Kampf gegen die Zarenherrschaft. Nach Jahren des Kampfes, dessen Höhepunkt das Attentat auf Alexander II. war, wird sie zum Tode verurteilt, dann zu lebenslänglichem Kerker in den Kasematten der „Schlüsselburg“ begnadigt. Wera Signer gehört zu den wenigen Revolutionären, die diesen Ort lebend verließen; — nach 20 Jahren! — Die Motive dieser heldenhaften Frau gehören zum Ergreifendsten, was über Leben und Leiden von Revolutionären, über Standhaftigkeit der menschlichen Seele geschrieben worden ist.

Anti- Mordabzeichen

zwei Hände
zerbrechen ein Gewehr

groß in Runenform 1,50 Mk.
kl. als Anstecknadel 60 Pf.
zu beziehen bei Voreinsendung
des Betrages u. 20 & Porto durch
Verlag „Freie Jugend“
Berlin C 2, Parochialstr. 29

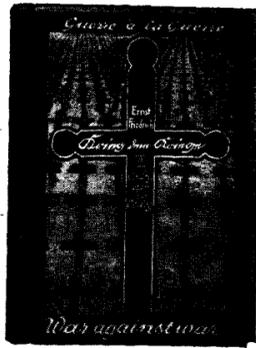
Der 2. Band

„Krieg
dem Kriege“
von Ernst Friedrich

erschien
soeben

Preis 5 Mk.

Verlag „Freie Jugend“, Berlin C 2
Parochialstraße 29



5 Minuten vom Volkstheater

Anti-Kriegsmuseum

Berlin C 2, Parochialstraße 29

Viele Hunderte Originalphotographien und Bilder vom „Schlachtfeld“ — Menschenabschlachtungs-Instrumente — Verbrecherisches Kinderspielzeug Mordabzeichen — Kriegsbilder — Bücher Gegenstände aller Art

Das Anti-Kriegsmuseum ist wochentags von 9 Uhr vormittags bis 7 Uhr abends geöffnet. Sonntags von 10 bis 2 Uhr. Jeden Freitag abends 7.30 Uhr. Öffentliche Vorträge und Versammlungen. Besondere Führungen auf Wunsch für Gesellschaften und Schulen. Eintrittspreis: Erwachsene 20 Pfennig, Kinder 10 Pfennig. Soldaten und Polizeibeamte frei.

FANAL

Monatschrift
herausgegeben von
Erich Mühsam



„FANAL“ erscheint im Monat einmal und ist zum Preise von 80 Pf. für das Einzelheft vom Verlage oder durch den Buch- und Straßenhandel zu beziehen. Abonnement halbjährlich RM. 1,75, jährlich RM. 3,50, ist durch Einzahlung beim Post-scheckamt Berlin Nr. 82419 auf den Namen des Herausgebers zu bewirken oder beim zuständigen Postamt anzumelden. Geldsendungen und Zuschriften nur an die persönliche Adresse des Herausgebers, Berlin-Charlottenburg, Am Lützow Nr. 10. Die Beiträge dieser Zeitschrift sind sämtlich vom Herausgeber.

Abonniere die Schwarze Sahne
bei der Post oder direkt beim Verlag

Die Druckerei

der
„Freien Jugend“
führt alle Druckaufträge aus
Außerste Kalkulation für Zeitungs-
druck und Akzidenzen

Verantwortlich für Redaktion und Verlag: Ernst Friedrich-Berlin. Gedruckt in der „Freien Jugend“-Druckerei, Berlin C 2, Parochialstraße 29.

Freie Jugend Groß-Berlin

Jeden Donnerstag abends 7½ Uhr
Zusammenkunft und Vortrag

in der Schule Weinmeisterstrasse

Die nächsten Vorträge sind:

Die Stellung der Jugend zur Sexualmoral.

Ist die Sexualnot die Ursache der Jugendbewegung?

Kaisers-Geburtstagsfeier mit Abfindung in der Aula.

Die Sittlichkeit des Christen —

Die Sittlichkeit des Proletariats.

Jeder Mensch ist willkommen.

Jeden 1. Sonntag im Monat gemeinsame Fahrt. —
Treffpunkt: Berolina (Alexanderplatz) 7½ Uhr.

XX 457



XX 457

20 Pfennige

Nr. 6 3. Jahrgang

Bogromheke auf Anarchisten

Die Schwarze Fahne

Schriftleitung: ERNST FRIEDRICH

Erscheint jede Woche.
Mit den Beilagen „Freie Jugend“
u. „Proletarischer Kindergarten“.

Man abonniert
durch die Post. Abonnementpreis: monatlich 96 Pf.,
oder durch den Verlag, Berlin C 2, Färberstraße 29,
monatlich 1.- Mk.

Alkohol- und Nikotin-Inserate sowie Anzeigen, die der Volksverdummung dienen, werden nicht angenommen. Alle einwandfreien Inserate kosten pro 12 gespalt. Millimeterzeile 18 Pf. Bei größeren Abschlägen und Wiederholungen Rabatt.

Deutschland
Redaktion und Verlag
Berlin C 2, Färberstr. 29
Postcheck:
Verlag Freie Jugend Nr. 66783

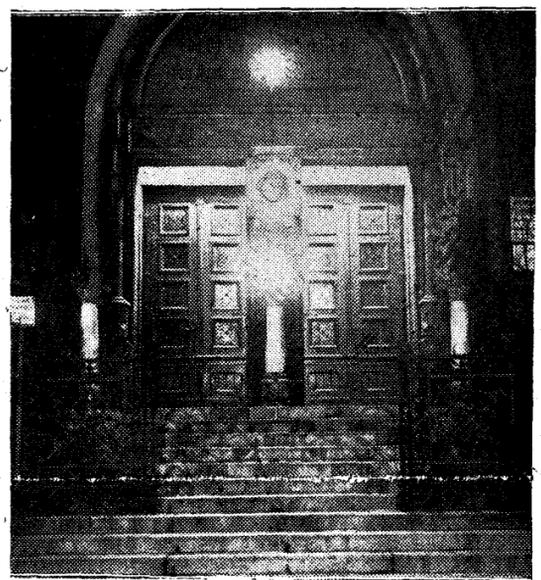
Oesterreich
Anlieferung
Joseph Hauser, Steyr
Wehrgraben B 1/1

Schweiz
Anlieferung
„Freie Jugend“, Bern
Neubruckerstr. 68
Postcheck: III 2388

Teutscher Geist und teutsches Wesen in Drohbriefen an unsere Schriftleitung:

Sie rote Sau...

Sie rote Stink-Jauche



Kein erleuchtetes öffentliches Bordell, sondern der Eingang zu einer Kirche!

Da die Kirchen nicht mehr so gut besucht sind, wie zu Wilhelms unseligen Zeiten, hat man jetzt Lichtreklame vor dem Eingang zum lieben Gott angebracht. Falls auch das nicht ziehen sollte, werden Polizeistreifen die Umgebung der Kirchen nach räubigen Schäfen absuchen und auf großen Lastautos per Schub in die Kirche befördern.

Die Bogrom-Heke der Monarchisten

Die „Tägliche Rundschau“ wies in einem längeren Artikel darauf hin, daß „Ernst Friedrich im Telefonbuch als Schriftsteller und Sprecher aufzufinden sei.“ Dieser Wink mit dem Zaunpfahl genügte dann auch den teutschen Männern, am Stammtisch einander Mut zuzusauen und dann Drohbriefe loszulassen. Mögen sich die bürgerlichen Zeitungen, denen wir diese Nummer der „Schwarzen Fahne“ gratis zugeschickt haben, einmal durch die hier veröffentlichten Briefe davon überzeugen, welcher „Geist“ ihre treuen deutschen Leser beseelt. Mit der wüsten Hetze der deutschnationalen Blätter wurde allerdings nicht mehr erreicht, als daß die Plakate an vielen Stellen von den Säulen gekratzt wurden, und daß die Sipo in den Seitenstraßen des Versammlungslokales auf Lastkraftwagen in „Alarmbereitschaft“ stand (natürlich ohne jede Gelegenheit zum „Eingreifen“).

Einige Stunden vor Beginn der Veranstaltung wurde uns plötzlich die bereits gemietete Schulaula durch den zuständigen nationalistischen Obermagistratsrat Dr. Schönberner entzogen. Aber wir protestierten sofort bei seinem Vorgesetzten, dem Stadtschulrat Nydahl, der auch sofort verfügte, daß das Verbot umgehend aufgehoben wurde. Entgegen der Behauptung eines links orientierten Arbeiterblattes, daß Stadtschulrat Nydahl (ein Sozialdemokrat), nur zögernd das Verbot aufgehoben habe, stellen wir fest, daß Nydahl in anerkennenswerter Weise sofort zu unsern Gunsten eingriff. Auch der „Vorwärts“ veröffentlichte eine längere Notiz gegen den reaktionären Direktor des Berliner öffentlichen Anschlagwesens, während die „Rote Fahne“, die sich doch sonst immer so gern als Arbeiterzeitung (und nicht nur als Parteiblatt) bezeichnet, von der ganzen Angelegenheit überhaupt keine Notiz nahm. In hochanständiger Weise brachte die „Welt am Abend“ mehrmals längere Artikel zu unsern Gunsten, und als das Plakat von den Säulen heruntergekratzt wurde, brachte sie in ihren Spalten das satyrische Bild von Wilhelm. Mit recht vertrat dieses in weitesten Kreisen beliebte Abendblatt die Ansicht, daß solche Feiern, wie sie der Anarchist Ernst Friedrich veranstaltet hat, von Rechts wegen in allen Schulen veranstaltet werden müßten. — Auf die ganze Sache noch einmal einzugehen, lohnt nicht. Aber da wir gemerkt haben, daß unsere Propagandatätigkeit das nationale Gesindel ins Herz trifft, so haben wir uns entschlossen, einen zweiten, ähnlichen, aber noch besseren Abend zu veranstalten, und zwar diesmal in Form eines Kolonial-Krieger-Festes, unter der Devise: „Ludendorff braucht Kolonien!“, am 20. März im Berliner Gewerkschaftshaus. (Der Kartenverkauf hat bereits begonnen.)

An Herrn Ernst Friedrich!

Sie stinkende rote Jauche!
Sie rotes Schwein, lesen Sie mal den Artikel in der „Täglichen Rundschau“ vom Donnerstag, den 27. Januar, Abendausgabe. Da steht drin, was Sie für ein rotes Schwein sind.

Unser Kaiser bleibt doch der Große, auch wenn Sie ihn mit Kot bewerfen. Es waren großartige Feiern am 26. Januar auch in Potsdam in den Kirchen. Pfarrer Rump hat die Gedenkrede gehalten.

Ihre Verbrecher und roten Säue machen sich bloß lächerlich.

Herzl. Gruß
Stammtisch Siechen, Behrenstraße.

Räuber, Plünderer, Zuchthäusler, das sind Ihre Getreuen „Genossen“

Die rote Sau Rosa Luxemburg,
die rote Sau Liebknecht
und anderes Gesindel, auf deren Hügel kein deutscher Mann schießt.

Porto können Sie, rote Stinkjauche, bezahlen. Sie Lumpengesindel. Wir feiern alljährlich unseres Kaisers Geburtstag trotz Ihres Aergers.

Stammtisch Pschorr, Französischestr.

Mit Ihrem lausigen Artikel belästigen Sie ja nur die Menschheit, Sie Lümmel, Sie scheinen keine Lust zur ernsten Arbeit zu haben. Der nächste Krieg kommt doch, auch ohne Ihr zu tun und dann werden wir Sie aber aufs Korn nehmen. Sie Judenlümme!

30. 1. 27, Stammtisch Pschorr und Siechen.

Dafür ist gesorgt, daß Sie rotes Dreckschwein keine Schule mehr mit Ihrem roten Gesindel besudeln dürfen.

Schweine sielen sich nur im Kot. Die nächste Versammlung halten Sie wohl im Sau- und Schweinestall, wo Sie mit Ihren Zuchthäuslern und Verbrechern hingehören.

Deutsche Männer.

Obige, an mich gerichtete Zuschriften, sind keinesfalls die schlimmsten, die ich in diesen Tagen aus den Kreisen des nationalen Gesindels erhalten habe. Auch persönliche Belästigungen mußte ich abwehren. Leider haben sich die Helden immer sehr schnell verduftet, daß es nicht mehr möglich war, ihnen einen gehörigen Denkzettel zu verabfolgen. Die Drohbriefe haben lediglich mein Zwerchfell in Tätigkeit gesetzt und das zu entrichtete Strafporto für den oben veröffentlichten unfrankierten Brief habe ich gern bezahlt, denn es gibt ja keine bessere Möglichkeit, deutschen „Geist“ und deutsches Wesen treffender zu kennzeichnen, als durch eigene Aussprüche echter teutscher Männer und Frauen. Die Feigheit teutscher Helden wird dadurch charakterisiert, daß alle Zuschriften anonym einliefen, so daß es mir nicht möglich war, den Adressaten für freundliches Gedenken bestens zu danken. Ich würde nicht ein Wort verlieren, über obige Stilproben kaisertrouer Untertanen, wenn sie mir nicht eine willkommene Gelegenheit wären, auf den Spiritus (um nicht zu sagen „Geist“) dieser Herrschaften von rechts hinzuweisen.

Was war die Ursache, daß wieder einmal sämtliche nationalistischen Zeitungen Berlins und auch die patriotischen Blätter des Reiches gegen mich hetzten?

„Berliner Lokal-Anzeiger“, „Deutsche Tageszeitung“, „Deutsche Zeitung“ und „Tägliche Rundschau“ hetzten miteinander um die Wette. Insbesondere die „Tägliche Rundschau“ ließ es sich nicht nehmen, an drei Tagen ihre Spalten zu füllen mit Schimpfkanonaden gegen mich.

Man schrieb in den genannten Zeitungen von „kommunistischen Roheiten“, — „Gemeinheiten“, — „Schmutzereien“, — „Mißbrauch“, — „unerhörter Skandal“.

Was war denn los?

Hatte ich etwa die kommunistische Roheit begangen, einer toten Mücke auf den Schwanz zu treten? Oder gar Hindenburg? Diesem obersten und edelsten Monarchisten seine republikanische Gesinnung abgesprochen? (Das wäre doch wirklich eine „Gemeinheit“). Hatte ich etwa die ganze Puppenallee „beschmutzt“, oder das Fridericus-Denkmal „ge-mißbraucht“?!

Ja, was für eine „unerhörte Roheit“ hatte ich mir denn zuschulden kommen lassen?

Antwort: Ich war so unbescheiden von dem verfassungsmäßig garantierten Recht, meine „Meinung in Wort und Schrift frei zu äußern“, Gebrauch zu machen. Nicht mehr und nicht weniger! Das war mein ganzes Verbrechen!

Aber dieselben Patrioten, die (anonym natürlich) den traurigen „Mut“ haben, zu schreiben: sie würden „auf die Gräber (!) der roten Säue Liebknecht und Luxemburg nicht mal schießen (!)“, dieselben echt „teutschen“ Männer nehmen es mir „stinkenden roten Jauche“ übel, daß ich am 27. Januar mit satyrischen Worten des fähnenflüchtigen Ex-Kaisers gedachte.

Aber das Unerhörte dabei war ja noch dazu, daß ich in einer städtischen Schulaula diese „Geburtstagsfeier“ veranstaltete. Die deutschen Schulen, in denen noch heute kriegerischer Geist und Nationalismus gepredigt wird, in denen große Menschen-Schlachtfeiern (Skagerrak, Masuren usw.) abgehalten werden, dieselben Schulen sollen „mißbraucht“ und „beschmutzt“ werden, durch anti-monarchistische Friedensfeiern??

Das ist ja eine unglaublich kommunistische Roheit!!

Das ist ja direkte + + anarchistische Propaganda!!

Ja, was fällt uns denn eigentlich ein?

Uns gefällt wohl am Ende nicht, daß wir „Räuber, Plünderer und Zuchthäusler“ von dem „Großen“ in Doorn ausgeplündert werden?

Wir „Lumpengesindel“ haben nicht die großen Kaiser-Geburtstagsfeiern in den von der Republik beschützten Kirchen besucht, und wir „Judenlümme!“ sind nicht nach Potsdam gepilgert und haben uns nicht die große Gedenkrede angehört, die der (von republikanischen roten Schweinen bezahlte) Pfarrer Rump hielt.

Dafür werden wir „bei der nächsten Gelegenheit aufs Korn genommen werden!“

Nichts kann unsere echt „republikanischen“ Zustände besser beleuchten, als diese Schmutzbriefe und die Tatsache, daß der nationalistische Rektor der Schule, in der unsere satyrische Veranstaltung stattfand, am 27. Januar — ausgerechnet am 27. Januar! — einen Schulausflug macht, mit sämtlichen Klassen!

Es verdient weiter hervorgehoben zu werden, daß es im zuständigen Büro des Berliner Stadthauses ein offenes Geheimnis ist, daß viele Schullektoren alljährlich am 27. Januar stille Kaiser-Geburtstagsfeiern veranstalten, in Form von Schulausflügen!

Wenn aber ein links-Republikaner diesen Geburtstag des großen Fahnenträger in der einzig „würdigen“ Form begeht, dann rauscht es erregt im nationalistischen Blätterwald von dem Sturm, den wir durch seine dünnen, morschen Äeste bliesen.

Ernst Friedrich.

Die Solter in der deutschen „Rechtspflege“

Von Universitätsprofessor Dr. Martin Hobohm (Berlin).

Es ist soviel Rühmens von der sogenannten Abschaffung der Folter gemacht worden. In Preußen soll sie schon Friedrich II. beseitigt haben. In Wirklichkeit ist sie bei uns noch heute so wenig abgeschafft wie z. B. die Sklaverei.

Ein gebildeter Mann hat beim Schießen nach Sperlingen durch einen unglücklichen Zufall einen anderen Mann erschossen. Seelisch schwer getroffen kommt er ins Untersuchungsgefängnis. Obwohl die Sache ganz klar liegt, wird er natürlich von der Justiz als Mörder behandelt: Er soll und muß „entlarvt“ werden. Also nimmt man ihn auf die Folter. Er muß der Obduktion seines Opters beiwohnen.

Man nimmt dem sich zerreibenden, kranken Mann den Verkehr mit fühlenden Menschen; auch seine Mutter wird in seine Einzelzelle nicht hineingelassen. Es folgt das bewährte Hauptfoltermittel der überlangen Vernehmung: der qualvolle Zwangskreislauf der Gedanken, ewig um den verhängnisvollen Schuß herumlaufend, wird vom Untersuchungsführenden im Kreuzverhör immer aufs neue aufgezo-gen, damit der Mörder sich womöglich in Furcht und Angst einmal „verschnappt“. Das tut der Gehetzte, Ermattende sicherlich irgendwie, sicher liefert er „belastendes Material“ gegen sich. Die Pression auf die Nerven wird mit inquisitorischer Feinheit durch eine Pression auf die Muskeln gesteigert. Man läßt den Mann

sich beim Verhör nicht niederzusetzen. Kann ein Mörder einen Stuhl verlangen? Man läßt ihn stehen und nimmt ihn in die Dauerzange; schließlich wird er schon „aussagen“. Der Vernehmene bekommt Schwächeanfalle und droht umzusinken; ausgezeichnet, nun hat man ihn bald, nur weiter inquiriert. Leider klappt die Sache nicht, weil der Untersuchungsgefangene bewußtlos zusammenbricht. Am nächsten Morgen findet man ihn in seiner Zelle am Fenster erhängt auf. (Von den Zeitungsberichten ist mir nur noch einer der „Vossischen Zeitung“ vom 16. 10. 26 [Nr. 490] greifbar.)

Das ist Folter im Jahre des Heils 1926.

Dieser Sportlehrer Schneider in Apolda ist offenbar unschuldig gewesen. Aber hätte man ein Recht gehabt, ihn zu foltern, wenn er schuldig gewesen wäre?

Die breite Öffentlichkeit hört nur selten einmal auf das Aechzen der im Untersuchungsgefängnis Gepeinigten, etwa lich redet man nicht davon. Erstens überhört man es; wer wenn es sich um einen Minister Hoefle handelt. Durchschnittswenn man selber daran kommt, zu verzweifeln, findet man kümmert sich um die Verzweiflung des Nachbarn? Erst Teilnahme nötig. Ferner aber spricht man meist nicht besonders gern von dem, was Bekannte als Untersuchungsgefangene erlebt haben: Solch ein Mensch ist „doch immerhin kompromittiert“ — wer mag sich da so eingeweicht zeigen! Vor allem so die entlassenen Gefangenen selbst vermeiden es, Geräusch zu machen: Sie kompromittieren sich sonst weiter. Ueberdies: was würde der größte Lärm ihnen nützen? Könnten sie ihren Peinigern etwas anhaben? Dies ist eine wesentliche Seite der modernen Foltermethoden, daß sie sich nicht als solche nachweisen lassen, daß sie durchaus nicht im Widerspruch zu unserem humanen, nach mancher Leute Ansicht viel zu humanen Zeitalter zu stehen scheinen.

Wer will es z. B. beanstanden, wenn der erschöpft und erschüttert eingelieferte Verdächtige „noch in derselben Nacht einem eingehenden Verhör unterzogen“ wird! Müssen nicht schleunigst Anhaltspunkte für weitere Ermittlungen geschaffen werden? „Die Vernehmung des Verdächtigen dehnte sich bis in die späten Nachtstunden aus“. Der Zeitungsleser denkt dabei meist nur an den Fleiß der Polizei. Daß aber die oft halbe Tage dauernden, nach Gutdünken wiederholten Vernehmungen zugleich Daumschrauben und spanische Stiefel sind, welche man unter so unschuldigen Namen dem noch nicht Ueberführten ansetzt — wenige erwägen das überhaupt. Auch bei der Suche nach den Mitschuldigen leistet die Verhörfolter wohl häufig wirksame Dienste — nicht anders als jene anschaulicheren Druckmittel der Hexenprozesse.

Solche Polizeipraxis dehnt sich bis ins Unbedeutende hinein aus. Ich habe miterlebt, wie einem Vereinskassierer die Aktentasche mit einem erheblichen Barbetrag gestohlen wurde. Die Polizei, der er Anzeige erstattete, war natürlich schlau und darum der „Auflassung“, der Mann hätte selber das Geld beiseite geschafft; vollends, als er als „vorbestraft“ erwiesen wurde; Er hatte einst als Stilt in einem Schirmgeschäht sich einen Regenschirm gemaust. Um ihn zu überführen; versetzte man ihn erst durch die Verdächtigung der Unterschlagung in Verwirrung und Existenzsorgen, und dann wurde er eben einen Tag nach dem anderen „vernommen“. Ich sah den Mann nach einem dieser Verhöre; es hatte mit wenig Pause sieben Stunden gedauert; und es war sehr dummes Zeug, was er nun sprach und tat. Für den anderen Morgen war er wieder vorgeladen, geschlafen hatte er seit dem Verluste der Tasche noch kaum...

Ein interessanter Aufsatz von Staatsanwaltschaftsrat Dr. Latté (in der „Berliner Illustrierten Zeitung“ vom 23. 1. 27) handelt über die physiologischen Rückwirkungen, welche in verhörten Personen die Seelenspannung des Lügens hervorruft; um was es sich handelt, deuten schon seine Ueberschriften an: „Die ‚gemessene‘ Lüge. — Maschinelle Wahrheitsfindung. — Der verräterische Atem. — Diebstahlsexperimente. — Hand und Kopf sagen aus. — Entlarvte Fälschungen.“ Die Wissenschaft hat Apparate konstruiert, so fein, daß sie selbst die geringfügigen Veränderungen der Atmung, welchen auch der geübte Lügner unbewußt unterliegt, in Kurven registriert. Wenn es gelingt, die Fehlerquellen hinreichend einzudämmen, verspricht dieser Wissenschaftszweig recht gutes. Auch die freiwilligen Versuchspersonen, die in völliger Ruhe und Ungefährlichkeit auf Verabredung lügen — etwa indem sie ihnen aufgeschriebene Zahlen- und Buchstabenfolgen in „erlogener“ Umstellung vorlesen —, zeigen jene Wirkungen, wenn sie mit solchen Apparaten kontrolliert werden. Welch eine enorme Anspannung des ganzen Menschen bedeutet vollends das Kreuzverhör unter schwerem Verdacht vernommener Menschen! Der Schuldige, aber auch der Unschuldige kämpft unter sehr schweren Verhältnissen. Auch der letztere muß äußerst umsichtig sein, um nicht dem, der da ist, ihn zu „überführen“, falsche Handhaben zu geben; und meist hat er auch sonst allerlei Rücksichten zu nehmen. Zwei oder drei Stunden lang mag es ja gehen, aber z. B. sieben!

Auch gibt es so viele hübsche Mittel, um die Wirkung zu steigern. Man läßt einfach keinen Stuhl hinstellen. Man gibt halbe, „wohlmeinende“ Hinweise auf den mutmaßlichen

Verlauf des Prozesses; namentlich um Leute, die schließlich versommen, wieder gesprächig zu machen, ist die Erregung von Furcht ein wirksames Mittel. Man läßt wohl auch etwas von dem Zustande der Frau, der Kinder einfließen. Schon die plötzliche Isolierung von der Außenwelt kann ein Nervensystem, zumal ein feineres, maßlos angreifen. Dazu die Verminderung der geistigen Nahrung, die Versagung der gewohnten Lebensweise, die Sorge um die Zukunft. Im Hoefle-Prozeß sagte ein Gefängnisbeamter aus, Hoefles Aussehen habe sich zwar rapide verändert, aber er habe das eben „nur“ für die normale Fahlheit des Aussehens gehalten, welche bei den Untersuchungsgefangenen gewöhnlich eintritt.

Gerade die feineren Wirkungen der seelischen Qual können ein tiefes Interesse erwecken. Das Kapitel ist nicht erschöpft, sondern nur erst angeschnitten. Daß es daneben noch größere Mittel gibt, und daß diese oft wehrlos hingenommen werden müssen, ist leider nicht zu bezweifeln. Wenn heute der Polizei unter geeigneten Umständen ein demonstrierender Kommunist eingeliefert wird — welcher Hahn kräht danach, ob er körperlich für die Vernehmung präpariert worden ist? Eine Beschwerde würde ihn ja nur weiteren, geschickter inszenierten „Abreibungen“ ausliefern. „Zeugen“ für dergleichen gibt es bekanntlich selten. Die im Küstriner Feme-Prozeß enthaltene illegale Methode, durch Prügel „Aussagen“ zu erzielen, dürfte in der Polizeipraxis der zivilisierten Welt sehr viel abgeschwächte Seitenstücke haben. Einem „verstockten“ Subjekt gegenüber, dem mit Fragen nichts abgewonnen werden kann, ist es recht wirksam, wenn auf dem Schreibtisch des vernehmenden Kommissars der Gummiknüppel liegt und im geeigneten Moment einmal schmetternd auf den Tisch geschlagen wird. Der „Verstockte“ weiß, daß es stille Räume gibt, in denen die Andeutung Gestalt annehmen kann.

Man darf die Augen nicht verschließen, daß hier schwere Mißstände vorliegen, und daß hier ein Unmaß von Seelenqual berührt wird. Zu einer völligen Beseitigung des Uebels dürfte es unter den unreifen Verhältnissen der jetzigen „Zivilisation“ schwerlich einen Weg geben. Aber um Aufklärung, um Milderung zu kämpfen, ist möglich; und wir haben darum zu kämpfen. Uninteressante, „Skeptische“ sind vielleicht mit dem Hinweis zu gewinnen, daß heute jeder selber damit rechnen muß, morgen in Untersuchungshaft oder in „Schutzhaft“ zu kommen und die Wirkung moderner Foltermethoden an eigenen Ich zu studieren.

Aus: „Die Menschenrechte“, (Organ der Deutschen Liga für Menschenrechte).



Aus der Heimat des Terrors

Die gegenwärtige Situation in Italien erinnert uns an die schrecklichsten Zeiten der Papptherrschafft, der Bourbonen oder des feudalen Regimes. Das Attentat gegen den Duce hat dem Diktator und seinen Kreaturen Gelegenheit gegeben, ein furchtbares Schreckensregiment auszubüben. Der so gepriesene Mut Mussolinis ist nur eine häßliche Lüge: Es ist nicht wahr, daß der Duce sofort nach dem Revolverschuß das Auto geschlossen und Befehl zur Ruhe gegeben hätte. Im Gegenteil, er wurde blaß wie ein Leichnam und wagte sich nicht ein einziges Mal umzudrehen. Er zitterte noch bei der Ankunft am Bahnhof, und er konnte seine Erregung nicht meistern. Das wurde mir zwei Tage später von einem hervorragenden Faschisten in einem Café von Bologna erzählt. Er versicherte mir auch, daß Zamboni von seinen eigenen Genossen tödlich verletzt worden wäre. Der junge Zamboni war ein Faschistenkind. Sein Bruder hat an dem Marsch auf Rom teilgenommen. Daher möchte man vermuten, daß er mit der Ausführung des Attentats von in Ungnade gefallenen Faschisten beauftragt worden wäre, die jetzt gegen den Duce sind. Doch sieht man hierin nicht klar, und man sucht in jedem Lager Italiens eine Lösung, so sehr, daß tausende von Vermutungen freies Spiel haben, selbst im faschistischen Lager; und die Wahrheit ist in Italien ebenso schwer zu finden, wie die Freiheit. Alle Oppositionsblätter sind nicht nur suspendiert, sondern verboten. Und die faschistischen Zeitungen können nur veröffentlichten, was der Duce will.

Man spricht darüber, daß die italienische Nation mit der faschistischen Politik einig sei. Wer könnte dem widersprechen? Wer nur im geringsten eine andere Meinung auszudrücken wagen würde, würde sicherlich angeklagt und noch viel sicherer verurteilt werden. Und das wäre noch ein Glück! denn wer dabei überrascht wird, daß er an einem öffentlichen Orte oder auf der Straße murrte, läuft Gefahr, gelyncht zu werden. Nicht einmal in einem Familienkreise kann man seine Meinung ausdrücken. In jedem Hause befindet sich ein Spion, der die verdächtigen Familien bespitzelt.

Die Portiers in jedem Hause müssen spionieren, die verdächtigen Familien überwachen und sie der Polizei denunzieren. Wer als Antifaschist oder Nichtfaschist bekannt ist, darf niemanden ohne polizeiliche Erlaubnis empfangen.

Die politischen Parteien, Arbeiterorganisationen oder jede andere Vereinigung, sei sie auch noch so inoffensiv, werden aufgelöst. Das faschistische Parlament hat sehr strenge Strafen gegen jede Opposition gegenüber der gegenwärtigen Herrschaft festgesetzt, im Falle sich diese Opposition unter irgend einer Form, öffentlich oder illegal organisieren wollte. Die Deputierten der Opposition sind aus dem Parlament vertrieben und ihre Mandate als ungültig erklärt. Auch die Katholiken und diejenigen, welche noch vor kurzer Zeit mit dem Faschismus verbunden waren, sind unsicher. Der Duce fürchtet sie. Er sieht in jeder Opposition, in jedem seiner Freunde einen Angreifer, der ihm möglicherweise nach dem Leben trachten könnte. Er findet keinen Augenblick Ruhe. Die Todesstrafe ist eben wieder neu eingeführt worden, nachdem sie fast seit einem Jahrhundert abgeschafft war. Man glaubt so jede neue Aktion gegen den Duce und sein Regime verhindern zu können. Gleichzeitig findet eine große Reinigung der faschistischen Partei statt, denn man glaubt, daß neun Zehntel der Mitglieder Opportunisten oder Abenteurer sind.

Die Führer des Faschismus besonders fürchten sich voreinander. Der Duce hat nicht einmal Vertrauen zu seinen treuesten Mitarbeitern. Fast alle Ministerien sind in seiner Hand. Die Präsidentschaft, das Ministerium des Innern, des Aeußeren, des Krieges, der Marine, der Luftschiffahrt, der Arbeit, und ferner ist er noch der Chef der Miliz. Nur einige rein technische oder geldliche Ressorts befinden sich in

anderen Händen, aber unter seiner wachsamen Kontrolle. Die faschistische Partei ist absolut in seinen Händen. Die Chefs (Führer) sind von ihm gewählt und schulden ihm Gehorsam und absolutes Vertrauen.

Die berühmte Prosperität (Gedeihen) des Landes ist nur auf dem Papier und in den Zeitungen mit offiziellem Charakter. Noch niemals hat es in Italien so viel Elend gegeben, und das in allen Gesellschaftsklassen, den niedrigsten sowohl, wie in den mittleren. Die Preise für Lebensmittel werden immer höher trotz des Steigens des Lire.

Die Arbeiter werden zu Tausenden entlassen. Auf dem Land ist das Elend unbeschreiblich, und dazu kommen noch Katastrophen wie Ueberschwemmungen, Brände usw. Der Handel und die Industrie profitieren natürlich von dieser außergewöhnlichen Situation, indem sie Spekulationen und Fälschungen von Lebensmitteln wagen. Schwarzbrot, wie zur Zeit des Krieges, nicht nur mit Bohnenmehl vermindert, sondern mit Sägemehl, Gips, Abfall von Kokosnußschalen und anderen Schweinereien, wird der Bevölkerung geboten. Gewiß, man droht den Fälschern strenge Strafen an, aber diese haben keine Bange. Proteste sind untersagt (selbst der faschistischen Presse untersagt), denn sie wird jedesmal unterdrückt, wenn sie es wagt, die Aufklärung solcher Dinge zu fordern.

Mehr als 1000 italienische Antifaschisten sind schon zwangsweise verbannt. Mehr als 1000 andere, unter denen zahlreiche Kinder und Greise, wie der gute Senillo de Chieti sich befinden, sind an der Reihe. Ihr Schicksal liegt in den Händen der sogenannten Provinzialkommissionen, die unwandelbar vom Fascio oder dem faschistischen Präfekten geleitet werden. Diese Deportationen (Verbannungen) haben schon zahlreiche Familien in den Ruin oder in die Verzweiflung gestürzt. Sie haben zu schmerzlichen und tragischen Episoden Anlaß gegeben.

In Forlì, einer Stadt, die Mussolini teuer ist, und die er als Schauplatz unerhörter Gewalttaten erwähnt hat, weil er weiß, daß sie unbeugsam ist, lebte ein Barbier Namens Cesar Magri, dessen bescheidener Laden schon einmal, zuerst geplündert und darauf von Faschisten zerstört worden war.

Magri hatte, trotz dieser Gewalttaten nicht darauf verzichtet, sich Anarchist zu nennen. Und aus diesem Grunde wurde er in die Verbannung geschickt. Aber seine treue Gattin, die bis dahin alles ertragen hatte, konnte diese gewaltsame Trennung von ihrem geliebten Mann nicht überwinden. Sie schloß sich zu Hause ein, nahm ein Rastmesser und öffnete sich die Ader der linken Hand. Mit ihrem Blute schrieb sie einen Brief, in welchem sie ihre langen Qualen schilderte und sich durch Beleidigungen und Erniedrigungen für niedrigerungen erklärte. Zum Schlusse wünschte sie dem Freunde, er möchte mit Mut den Schmerz und die Trostlosigkeit der Zeiten überleben.

Die Nachbarn fanden sie tot in einer Blutlache. Wieder Blut, das nach Rache schreit!

Mussolini hat gelehrige Schüler

Der bulgarische Faschismus ist rein militärisch. Trotz Bedrohungen, Terrors und Massakres ist das bulgarische Volk unwandelbar in seiner mißachtenden Stellungnahme gegenüber den heimlichen Organisationen geblieben, die den Staatsstreich von 1923 (die letzten Wahlen bewiesen es gut), gemacht haben. Diese Organisationen werden ausschließlich von ehemaligen Offizieren und Bourgeoisöhnen gebildet. Die Versammlungen der Agitatoren der politischen Formation des bulgarischen Faschismus „Zgovore“ werden wenig besucht.

Die Herrschenden sehen diese Situation wohl und beklagen sich über das Volk. Selbst der König Boris hat in einem Interview, das er einem amerikanischen Journalisten gab,

die bittere Bemerkung gemacht, daß es schwer sei, das bulgarische Volk zu regieren, das von antiautoritärem Geiste erfüllt sei.

Die seit drei Jahren begangenen Grausamkeiten erklären sich durch die Schwäche der gemeinen Organisationen und die Feindseligkeit des entwaftneten Volkes.

Es ist sicher, daß, wenn das Volk im Juni und im September 1923 bewaffnet gewesen, die Faschisten verloren gewesen wären. Aber die „populäre“ Regierung Stambuliskys hatte Fürsorge getroffen, das Volk zu entwaften; die kommunistische Partei tat nichts, um ihren eigenen Truppen Waffen zu verschaffen.

Jetzt wütet der Terror.

Im Gefühle ihrer Schwäche sieht die Regierung überall Verschwörer. Die jüngsten Massenverhaftungen in Yambol, Sliven, Plodiv, Sofia usw. haben besonders unter den gewerkschaftlichen Arbeitern stattgefunden.

Die Verschwörungen existieren nicht, aber man erfindet sie. Wie immer sind die Verhaftungen von Torturen, Morden und Schweinereien aller Art begleitet: in Sliven ist unser Genosse Moldovanoff ermordet worden, er hinterläßt eine Frau und 3 Kinder; in Yambol gab sich der Genosse Andreas Ivanoff den Tod durch einen Messerstich ins Herz, da er die Martern nicht mehr ertragen konnte.

Zahlreich sind die Genossen, die zuerst gefoltert worden sind und jetzt im Gefängnis schmachten.

Der Gipfel der faschistischen Wildheit ist der Tod des Dr. Becheff, der mit seiner ganzen Familie lebendig verbrannt worden ist.

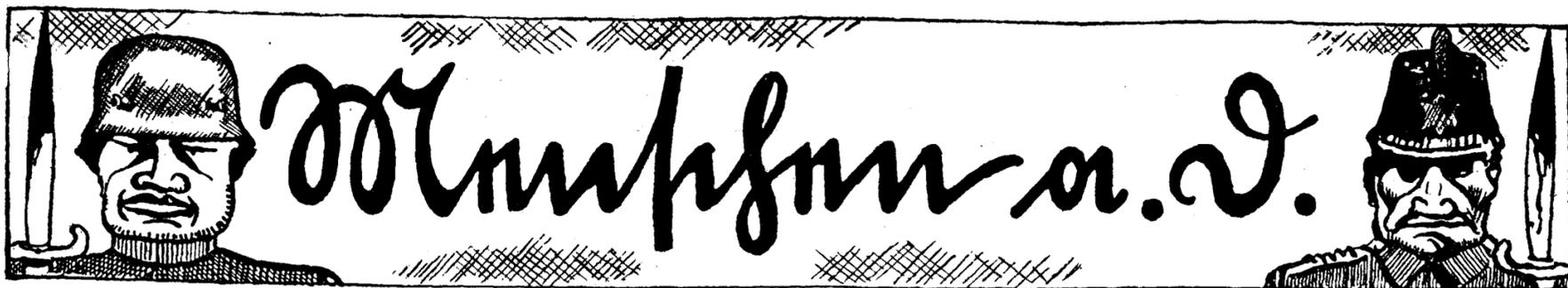
Als linker Kommunist, Gegner der Diktatur und des Parlamentarismus wurde er aus der kommunistischen Partei 1922 ausgeschlossen. Verleumdet und verleistet von den kommunistischen und sozialistischen Führern blieb er, man kann sagen, abseits. Da die Faschisten von Pleven nichts gegen ihn finden konnten, legten sie vor einigen Wochen Feuer an sein Haus.

Dreiviertel von Pleven haben seinem Begräbnis mit beigewohnt, es wurden Reden gehalten, in denen die Faschisten offen angeklagt wurden. Wie gewöhnlich, fanden Massenverhaftungen statt, besonders unter den Studenten. Dr. Becheff war beliebt bei der Bevölkerung von Pleven, weil er alle Arbeiter, alle Armen unterstützte und ihnen half, so viel er konnte. Es sind aber nicht nur die revolutionären Elemente die Opfer dieses Regimes. In Belogratchik haben die Tolstojaner eine Kolonie. Vor einigen Wochen waren sie das Opfer eines Angriffs, dessen Urheber die Mitglieder der berüchtigten „Patriotischen Verteidigung“ waren. Zwei Bomben wurden in das Schlafzimmer der Kolonisten lanciert und mehrere Revolverschüsse abgegeben. Durch Zufall kamen die Bomben nicht zur Explosion. Einige Minuten später drangen die Angreifer ins Zimmer und schlugen die Kolonisten furchtbar.

Schließlich wurden die Kolonisten durch die Polizei aufgefordert, den Ort zu verlassen. Das beweist hinreichend, daß man die nicht Gewalttätigen in der gleichen Weise wie die Revolutionäre behandelt, zum größten Bedauern der Tolstojaner, die um die Zeitung „Svoboda“ gruppiert, seit drei Jahren ins Blaue hinein schreiben, daß es die Gewaltakte der Revolutionäre seien, die die faschistischen Grausamkeiten hervorriefen.

In Bulgarien wütet eine unerhörte wirtschaftliche Krise; mehr als 100 000 Arbeitslose auf 400 000 Lohnempfänger.

Das ist die Bilanz des militärischen Faschismus, die das arme Bulgarien seit drei Jahren genießt: Zerrüttung des Staatsbudgets, Verschwendung des Nationalvermögens, Unterwürfigkeit gegenüber England und Italien, 100 000 Arbeitslose, 3000 politische Verurteilte, ebensovielen willkürliche Verhaftungen, zu Dutzenden eingescherte Dörfer und 25 000 Gemordete und lebendig Verbrannte.



№. 156

Einmal ein Bürger das Opfer

Wenn die Arbeiter sagen und die Arbeiterzeitungen schreiben, die Polizei sei ihren Aufgaben nicht so gewachsen, wie es sich für eine demokratisch sein wollende Republik gehört, und wenn sie diese Behauptung durch Beispiele stützen, aus denen hervorgeht, daß bei manchen Polizeibeamten der Gummiknüppel locker sitzt, dann sagen die bürgerlichen Kreise: Das ist nicht wahr, das kann nicht wahr sein. Sie glauben einfach nicht, daß manche Polizeibeamte bei den kleinsten und niedrigsten Anlässen rücksichtslos mit ihrem Gummiknüppel losschlagen, ganz gleich, wo es hintrifft. Sie glauben auch nicht, daß dadurch schon mancher Arbeiter schwer körperlich mißhandelt worden ist.

Jetzt können wir mit einem Beweis aus den Reihen des Bürgertums dienen. Der Prokurist Richard Schuffenhauer aus Chemnitz, hat am eigenen Leibe erfahren, wie „menschenfreundlich“ unsere Polizei ist. Er war aber klüger als mancher Arbeiter. Es gelang ihm, eine große Zahl von Zeugen zu nennen, die gesehen hatten und die das, was sie gesehen, vor Gericht unter Eid aussagten. Denn man sollte es nicht für möglich halten, die Polizei hatte Schuffenhauer wegen Widerstand einen Strafbefehl über 100 Reichsmark zugesandt. Schuffenhauer verlangte richterliche Entscheidung. So kam es zur Verhandlung vor dem Chemnitzer Schöffengericht; nun soll die Öffentlichkeit von dem „Wirken“ unserer Polizei Kenntnis erhalten.

In der Verhandlung sagte der Angeklagte Schuffenhauer: „Ich bin Mitglied des Bürgergesangsvereins. Als am 17. Februar 1926 die Singstunde beendet war, ging ich mit einigen Sangesbrüdern erst ins Café „Wettin“ und dann in das Restaurant zum „Bernsbachplatz“. Ich hatte Kaffee und nur wenig Bier getrunken. An diesem Abend (Fastnacht) war die Polizeistunde bis auf früh 3 Uhr verlängert. Etwa 10 Minuten vor 3 Uhr kam der Polizeihauptwachmeister Völkch in das Lokal, ging herum und gebot Polizeistunde. Ich saß an einem Tisch am Büfett mit zwei anderen Herren und einer Frau. Wir hatten schon bezahlt und wollten gehen. Ich sagte zu Völkch: „Wie kommt es, daß sie heute so zeitig kommen?“ Der fuhr mich an: „Sie machen sofort, daß sie herauskommen!“ Ich hatte in meinem Bierglas noch Bier und sagte deshalb: „Ich kann aber doch erst

noch mein Bier austrinken?“ Ich nehme das Glas in die Hand. Im gleichen Moment faßte mich Völkch vorn an der Brust und schrie: „Das werde ich Ihnen beweisen“, und zog mich nach der Türe. Im selben Augenblick bekam ich einen Schlag mit dem Gummiknüppel auf den Kopf, so daß ich wie benebelt hinfiel. Als ich mich erheben wollte, bekam ich wieder Schläge auf den Kopf. Ich blieb liegen. Wie lange, weiß ich nicht. Schließlich konnte ich wieder aufstehen. Ich war wie benommen. Ich sagte, ich wolle mit zur Wache gehen, müsse aber erst meinen Hut und Mantel haben. Da wollte man mich wieder schlagen. In meiner Furcht griff ich nach dem Gummiknüppel und hielt diesen fest. Da packte Völkch mich hinten und schob mich zur Tür. Ich fiel wieder hin. Völkch und der Polizeiwachmeister Süß, der inzwischen dazugekommen war, schleiften mich beide über die Türschwelle in den Hausflur. Hier blieb ich liegen. Da schrie mich Völkch an: „Hund, steh auf oder ich schieße dich über den Haufen!“ Ich sagte, ich wollte nur meine Sachen mitnehmen. Da kam der Kommissar Porstendorfer und forderte, ich solle doch so mitgehen. Porstendorfer faßte mich am rechten, Süß am linken Arm. Völkch ging hinterher und schlug mich andauernd in die Kniekehlen. Als ich mich einmal umdrehte und stehen blieb, schlug er mich wahllos auf Kopf und Rücken. Ich mußte es mir gefallen lassen. An der Wache bat ich, man solle meine Freunde als Zeugen vernehmen. Das wurde abgelehnt. In der Wache packte mich Völkch an der Brust und schrie mich an: „Los! Sachen raus!“ Ich protestierte. Da schlug er mich mit der Faust ins Gesicht. Darauf gab ich ihm meine Papiere. Nach kurzer Zeit fuhr er mich wieder an: „Los! Hinter in den Winkel!“ Ich sah ihn an. Er rief: „Los! Hingesetzt!“ und schlug mich wieder ins Gesicht. Nach einiger Zeit brachte man die Räderbahre. Ich bat, man solle mich doch gehen lassen. Umsonst. Ich mußte mich in diese Räderbahre legen. Man schnallte mich an Händen und Füßen und an der Brust an und fuhr mich zur Hauptwache. Dort wurde ich anständig behandelt. Am anderen Tage, vormittags 1/2 11 Uhr wurde ich entlassen.“

Zum Beweise dieser Aussage legte Herr Schuffenhauer ein ärztliches Zeugnis vor. In diesem stand: eine große Zahl blutunterlaufener Stellen an Kopf und Rücken; ein 2 1/2 cm großer Riß am Kopf; außerdem noch eine große Zahl mehr oder weniger großer Wunden am Kopf, die sehr gut als Eingang von Infektionskrankheiten geeignet waren.

Weiter legte Schuffenhauer ein an der Brust zerrissenes Hemd und eine zerplatzte Weste vor. Ein Beweis für den „zarten“ Griff. Außerdem sagte er noch, daß ihm damals sein Hut nicht mehr gepaßt habe, so sei der Kopf geschwollen gewesen.

Die beiden Polizeibeamten waren als Zeugen da. Sie sagten und beschworen, die Aussage von Schuffenhauer sei in den wichtigsten Punkten falsch. Sie hätten nur einmal geschlagen, und zwar, weil Schuffenhauer den Völkch „angegriffen“ habe.

Zum Glück waren andere Zeugen vorhanden, die das Gegenteil bewiesen. Der Gastwirt Lenk sagte, daß der Angeklagte ein sehr ruhiger Mann sei, der niemals Krach, niemals Spektakel mache und der auch an diesem Abend sich ruhig verhalten habe und der nicht betrunken gewesen sei, (wie es die Polizeibeamten behaupteten). Der Geschäftsgehilfe Preißler bekundete, daß die Beamten den Angeklagten überall hin, hauptsächlich auf den Kopf geschlagen haben und daß Völkch gesagt hat: „Hund, steh auf oder ich schieße dich über den Haufen.“ Der Kaufmann Streit hat gesehen, daß die Beamten sogar geschlagen haben, wenn der Angeklagte am Boden lag. Das Ehepaar Schmidt, das erst mit Schuffenhauer am Tisch gesessen hatte, beeidete, daß Völkch den Schuffenhauer, als dieser von Porstendorfer und Süß zur Wache geführt wurde, andauernd mit dem Gummiknüppel auf Kopf, Rücken und in die Kniekehlen schlug. Das letztere bestätigten auch ein Kraftwagenführer und ein Zimmerer, die gerade des Weges gekommen waren. Zum Schluß der Kürschner Espig. Der saß neben Schuffenhauer, hat also alles ganz genau gesehen. Er sagt: Schuffenhauer wurde dreimal niedergeschlagen. Er war es auch, der mit zur Wache wollte. Da hatte Völkch zu ihm gesagt: „Sie haben hier nichts zu suchen. Machen Sie daß Sie fortkommen, sonst kriegen Sie auch die Hücke voll!“

Das Gericht sprach Schuffenhauer frei. Es habe kein Grund zum Einschreiten vorgelegen. — Und was geschieht dem Rohling??? Auch Freispruch? —

Das ist der Beweis für die Zensur, die die Arbeiterschaft unserer Polizei schon längst gegeben hat: ungenügend. Solche Polizei ist kein Schutz, sondern eine Gefahr für das Publikum. Wir Arbeiter kennen diese Methoden schon lange. Nun wurden sie durch einen aus dem Bürgertum bestätigt. H.

Was wollen die Anarchisten?

„Die proletarische Revolution kann sich nur stufenweise, Schritt für Schritt, auf dem Golgathaweg eigener bitterer Erfahrungen, durch Niederlagen und Siege, zur vollen Klarheit und Reife durchringen.“ (Rosa Luxemburg).

Sind die Betriebsorganisationen die Grundlage des Rätessystems?

Anarchismus und Rätessystem liegen auf einer Linie. Es ist die Selbstorganisation und direkte Aktion der Proletarier in Betrieben und Nachweisen. Die Betriebsorganisationen machen alle parolengebenden Zentralen überflüssig. So zusammengeschlossen bestimmt im Klassenkampf das Proletariat sein Schicksal selbst.

Die soziale Revolution wird von unten nach oben gelenkt nie umgekehrt.

Selbstverständlich verbinden sich die B.O.s, aber nicht im Rahmen der alten Länder und Grenzen, sondern nach Produktionsgebieten. „Nationale Eigenarten sind untergeordneter Natur. Die Klassensolidarität muß über die Grenzen gehen. Welche Macht z. B. würden die deutschen und englischen Bergarbeiter miteinander verbunden darstellen. — Zur Ausübung ihres Willens braucht die B.O. Organe, das sind die gewählten Räte. Ihre Aufgabe ist, die Bestimmungen der Betriebs- und Nachweisorganisationen, ohne Einschaltung einzelner Willens auszuführen. Sie sind jederzeit abberufbar und ihrer B.O. verantwortlich. „Von unten auf“ ist stets das Prinzip der Anarchisten, dem sie in der Arbeiterbewegung Anerkennung verschaffen wollen, denn es ist die Grundlage des Rätessystems und der direkten Aktion.

Die revolutionären Betriebsorganisationen, verbunden durch die Räte bilden die Klassenorganisation des Proletariats, die nach dem Siege der sozialen Revolution auf derselben Grundlage die kommunistische Bedarfswirtschaft aufbaut.

Die Anarchisten wollen keine Partei sein. Die Anarchisten wollen keine Macht für sich. Die Revolution ist auch keine Erfindung der Anarchisten.

Der Weg zur sozialen Revolution ist nie das Werk einer Organisation, sondern ein gesellschaftlicher Entwicklungsprozeß. Wie ein Kind Jahre braucht, um heranzureifen, so braucht auch die Arbeiterschaft Zeit zur Revolution. Die Anarchisten aber, als bewußte Propagandisten der Revolution versuchen diesen Vorgang zu fördern, ähnlich wie ein Erzieher das Heranreifen eines Kindes unterstützt.

Nicht das Kind reift an den Erziehungskünsten seiner Erzieher, es lernt das Leben kennen, aus den Erfahrungen, die es macht. So auch die Arbeiterbewegung. Sie wächst nicht durch einige kluge Köpfe oder Organisatoren, sondern durch die Erfahrungen im Kampf. Die Arbeiterbewegung kann die Wirkungen von Organisationsformen nicht aus theoretischen Spekulationen lernen, sondern nur aus den Erfahrungen, die sie mit ihnen macht. Die Aufgabe der Anarchisten ist es, dafür Sorge zu tragen, daß die Arbeiterschaft diese Erfahrungen möglichst schnell aufsaugt und die richtigen, d. h. die, für die Revolution förderlichen Nutzungen aus ihnen zieht. Diese Aufgabe ist nicht so einfach, schon deshalb nicht, weil ständig Kräfte an der Arbeit sind, die diese Erfahrungen durch Illusionen verbergen oder ihre Konsequenzen umbiegen wollen.

Aber die Anarchisten müssen und werden unerbittlich alle entlarven, die ein Geschäft aus der Revolution machen wollen.

Die Anarchisten wollen nichts anderes sein, als Propagandisten der wahren Erkenntnisse, die für den Klassenkampf notwendig sind. Für alle Führer-Organisationen bedeutet Propaganda nichts als Reklame, denn ihr Hauptzweck ist zahlende Mitglieder zu werben. Die Propaganda der Anarchisten ist auf ein Klassenziel gerichtet, auf Erziehung zum Klassenkampf. Das ist ihre Aufgabe, sie ist groß und gewaltig, aber ohne Kassen Erfolg.

Der Sieg des Proletariats steht nicht am Anfang, sondern am Ende der Revolution. Für diesen Sieg rufen die Anarchisten die klassenbewußten Arbeiter auf, mitzukämpfen. Je größer die Zahl der zielbewußten Propagandisten ist, desto eher werden die Erfolge haben. Es gilt eine Welt zu erobern. (Schluß.)

Genosse

Ein Märchen von Maxim Gorki.

In dieser Stadt war alles seltsam, alles unverständlich. Zahllose Kirchen hoben ihre bunten, hellen Häupter zum Himmel empor, aber die Mauern und Schornsteine der Fabriken waren höher als all die Glockentürme, und die Tempel, erdrückt von den schweren Fassaden der Handelshäuser, verloren sich in den toten Netzen steinerner Wände wie wunderliche Blumen in Schutt und Staub der Ruinen. Und wenn die Kirchenglocken zum Gebet riefen, so verhallten ihre ehernen Schreie, die über das Eisen der Dächer krochen, kraftlos in den engen Spalten zwischen den Häusern.

Die Häuser waren gewaltig und häufig schön, die Menschen mißgestalteten und stets unbedeutend. Vom Morgen bis in die Nacht hinein liefen sie geschäftig wie graue Mäuse auf den schmalen, krummen Straßen der Stadt, und mit hungrigen Augen suchten die einen Brot, die anderen Zerstreuung; die dritten beobachteten, auf Kreuzungspunkten stehend, feindlich und scharfsichtig, wie sich die Schwachen ergeben den Starken unterwarfen. Stark nannte man die Reichen — alle glaubten, daß nur Geld dem Menschen Macht und Freiheit gäbe. Alle wollten Macht, denn alle waren Sklaven, der Aufwand der Reichen erzeugte Neid und Haß der Armen, niemand kannte eine bessere Musik als den Klang des Goldes, und deshalb war jeder der Feind des anderen, und Gebieterin über alle war die Grausamkeit.

Ueber der Stadt strahlte von Zeit zu Zeit die Sonne, aber das Leben in ihr war immer dunkel und die Menschen wie Schatten. Nachts zündeten sie viele frohe Feuer an, dann kamen aber hungrige Frauen heraus, um für Geld Liebe zu geben; von allen Seiten schlug einem der fette Geruch verschiedener Speisen entgegen und überall, schweigend und gierig, funkelten die bösen Augen der Hungrigen, und über der Stadt zitterte leise das unterdrückte Stöhnen des Unglücks, aber es hatte keine Kraft, seine Qualen hinauszuschreiben.

Allen ging das Leben traurig und unruhig dahin, alle waren Feinde, und alle schuldig, nur Vereinzelte fühlten sich als Gerechte, aber sie waren roh wie Tiere; das waren die Allergeramtesten.

Alle wollten leben und keiner verstand es, keiner vermochte frei auf den Wegen seiner Wünsche zu gehen und jeder Schritt in die Zukunft zwang wider Willen, sich umzudrehen zur Gegenwart, sie aber hielt mit den herrischen und starken Armen eines Ungehobenen den Menschen fest und zurück auf seinem Weg und saugte ihn in ihre klebrigen Umarmungen.

Der Mensch, im Gram und Zweifel, machte kraftlos halt vor dem entsetzlich entstellten Antlitz des Lebens; mit tausend hilflos traurigen Augen schaute es ihm ins Herz und bat um etwas, — und dann starben in der Seele die hellen Zukunftsbilder, und das Stöhnen der Kraftlosigkeit des Menschen ertrank in dem unharmonischen Chor, der Seufzer und Klageschreie der vom Leben zu Tode gequälten, unglücklichen, beklagenswerten Menschen.

Immer war es traurig, immer unruhig, von Zeit zu Zeit furchtbar, und rings um die Menschen stand unbeweglich, wie ein Gefängnis, der Sonne lebendige Strahlen zurückwerfend, diese finstere Stadt, standen die widerlich regelmäßigen Steinhäufen, welche die Tempel verschlangen.

Und die Musik dieses Lebens war unterdrückter Schrei des Schmerzes und der Bosheit, war das feise Geflüster verborgenen Hasses, das furchtbare Heulen der Grausamkeit, das Wollüstige Gewinsel der Vergewaltigung. . .

Inmitten der finsternen Geschäftigkeit des Kummers und des Unglücks, in dem krampfhaften Streit von Gier und Not, in dem Schlamm der kläglichen Eigenliebe gingen über die Kellergewölbe der Häuser hin, wo die Armut wohnte, die der Reichtum der Stadt gezeugt hatte, ungesehen einsame Träumer, die voll Glaubens an die Menschen waren, allen fremd und fern, Prediger der Empörung, aufrührerische Funken des weit enternten Feuers der Wahrheit. Im ver-

borgenen trugen sie in die Kellergewölbe befruchtende kleine Samenkörner einer einfachen und erhabenen Lehre, und bald streng, mit kaltem Blicke in den Augen, bald weich und liebevoll säten sie diese klare, brennende Wahrheit in die dunklen Herzen der Menschen, der Sklaven, — der Menschen, die durch die Kraft der Gierigen, den Willen der Grausamen zu blinden Werkzeugen des Gewinnes geworden war.

Und diese finsternen, gejagten Menschen horchten mißtrauisch auf die Musik der neuen Worte, eine Musik, welche längst ihr sehnsüchtiges Herz unruhig erwartet hatte. Allmählich erhoben sie ihre Häupter, die Schlingen der listigen Lügen zerreißen, mit der sie ihre großen und kleinen Bedrücker umstrikten.

In ihr Tagewerk voll dumpfer, unterdrückter Wat, in ihre von vielfachen Kränkungen vergifteten Herzen, in ihre Erkenntnis, verschüttet durch die buntscheckige Lüge der Weisheit der Starken — in dieses ganze mühevoll, traurige Leben, das durchtränkt war von der Bitterkeit der Demütigungen, war das einfache lichte Wort geworfen worden:

Genosse! . . .

Es war nicht neu für sie, sie hatten es gehört, und auch selbst ausgesprochen, aber es klang bis zu dieser Stunde mit eben solch leerem, dumpfem Schall, wie alle bekannten, abgegriffenen Worte, welche man vergessen kann, ohne dabei etwas zu verlieren.

Aber jetzt klang es hell und stark, mit einem anderen Ton, in ihm sang eine andere Seele, und etwas Festes, Funkelndes und vielkantig Geschliffenes, wie ein Diamant, klang in ihm. Sie nahmen es auf und begannen, es vorsichtig auszusprechen, behutsam, es leicht in ihren Herzen schwingend, wie eine Mutter das Neugeborene in der Wiege schaukelt, sich an ihm ergötzend.

Und je tiefer sie in die helle Seele des Wortes schauten, um so heller, bedeutender und klarer erschien es ihnen.

„Genossen!“ sagten sie.

Und sie fühlten, daß dieses Wort gekommen war, um die ganze Welt zu vereinigen, alle Menschen emporzuheben zu einer Höhe von Freiheit und sie zu verknüpfen mit neuen starken Banden der Achtung des einen vor dem andern, der Achtung vor der Freiheit des Menschen um der eigenen Freiheit willen.

Als dieses Wort hineingewachsen war in die Herzen der Sklaven, hatten sie aufgehört Sklaven zu sein, und sie verkündeten der Stadt und all ihrer Macht das erhabene Menschenwort:

„Ich will nicht!“

Dann stand das Leben still, weil sie die Kraft waren, die ihm Bewegung verlieh, — sie sind niemand anderes.

Das Wasser hörte auf zu fließen, das Feuer erlosch, die Stadt versank in Dunkelheit und die Starken wurden wie Kinder. —

Schrecken umfing die Seelen der Bedrücker, und erstickend in dem Geruch ihres eigenen Auswurfes, unterdrückten sie die Bosheit gegen die Aufrührer, in Verwunderung und Entsetzen vor ihrer Kraft.

Das Gespenst des Hungers erhob sich vor ihnen und ihre Kinder weinten kläglich in der Finsternis.

Häuser und Tempel, von der Dunkelheit umfungen, flossen zusammen in ein seelenloses Chaos von Stein und Eisen, unheilverkündendes Schweigen überschwemmte die Straßen mit seiner toten Nässe, das Leben stand still, weil die Kraft, die es erzeugt hatte, sich selbst erkannte, und der Sklavenmensch fand das magische unüberwindliche Wort der Aeußerung seines Willens, machte sich frei von der Bedrückung und erkannte augenscheinlich seine eigene Macht — die Macht des Schöpfers.

Die Tage waren Tage des Grams der Starken, jener, welche sich für Herrscher über das Leben hielten, und die Nächte — jede war wie tausend, so dicht war die Finsternis, so bettlerisch geizig und schüchtern glänzten die vereinzelt Lichter in der toten Stadt. Und dann erhob es sich, das geschaffen worden ist durch die Jahrhundert, das Ungehauer, das sich vom Blut der Menschen nährt, erhob sich vor ihnen in der Mißgestalt seiner Richtigkeit, seiner erbärmlichen Masse Stein und Holz. (Schluß folgt.)

Die „Tribüne“, Breslau, schreibt in Nr. 3:

Ernst Friedrich: Krieg dem Kriege. (Verlag Freie Jugend, Berlin.) Die einzigartige Sammlung erschütternder Dokumente aus der Zeit des unmenschlichen Kriegswahnsinns, die Ernst Friedrich mit kämpferischer Leidenschaft veranstaltet, hat jetzt ihre Fortsetzung in einem zweiten Bande erhalten. Und wieder ist es ein Appell an Sittlichkeit und Vernunft geworden, ein Aufruf an die Augen, die mit Ekel und Qual die grausigen Resultate einer fünfjährigen Tob-sucht nationalistischer Instinkte sehen müssen, ein Aufruf an die Scham, die glühend wird vor den Phrasen blut-lüsterner Kriegshetzer, ein Aufruf an das Verständnis aller derer, die Gründe und Folgen eines nationalistischen Krieges noch immer nicht durchschauen können.

Was hier im Bilde und im Wort festgehalten ist, bedeutet mehr als alle lügnereischen Erinnerungen von Heer-führern und Diplomaten. Es zeigt in Wahrheit das Antlitz des Krieges. Es sollte in einem Staate, der Anspruch auf Kultur und Ethik macht, zum Schulbuch werden, zum Ma-terial für öffentliche Filmaufklärung. (Wen überrascht es jedoch, daß Ernst Friedrich vom Staatsanwalt verfolgt, von der großen Presse verlästert wird — in der freien deutschen Republik?)

Das Friedrichsche Buch ist nichts für Weichlich-Jam-mernde, also für Pazifisten im schlechten Sinn des Wortes. Sondern es ist ein Buch des Aufbruchs gegen den wahren Feind aller Schaffenden, Menschlichen und Einsichtigen: den

Ein Brief . . . und seine Antwort

An die Geschäftskommission des „Freien Arbeiters“
Berlin O 17, Bödickerstr. 30.

Genossen!

Nachdem der Genosse Feldmann noch einmal mit mir Rücksprache genommen hat wegen evtl. Drucklegung des „Freien Arbeiters“ in unserer Druckerei, sind wir bereit, Euch den „Freien Arbeiter“ per Nummer mit 20 Mark billiger zu drucken, als Euer jetziger Drucker Euch berechnet.

Daß der Druck gleichzeitig besser ist, erwähne ich nur nebenbei. Pünktlichste Lieferung wird zugesagt. Wenn Euch also daran gelegen ist, den „Freien Arbeiter“ monatlich mindestens 80—90 Mk. billiger zu erhalten, so erwarte ich Euren endgültigen Entschluß bis Mittwoch, den 26. d. Mts.

Mit proletarischem Gruß
Ernst Friedrich.

Feind, der wirtschaftlich als Kapitalismus, politisch als Nationalismus und ethisch als Militarismus erscheint.

Auf zwei bemerkenswerte Einzelheiten sei schließlich hingewiesen: darauf, daß der 2. Band dieses „Krieg dem Kriege“ Bilder und Berichte der Skagerrak-Schlacht und der Matrosenmeuterei von 1918 enthält.

An Redaktion und Verlag „Die Schwarze Fahne“

Herrn Ernst Friedrich, Berlin C 2

Hierdurch teilen wir Ihnen mit, daß die Geschäfts-kommission des „Fr. Arb.“ die Drucklegung desselben in Ihrer Druckerei vorläufig abgelehnt hat.

Redaktion und Verlag

Der freie Arbeiter

Anarchistisches Wochenblatt

I. A. Paul Kamp.

Wir sind der Meinung, daß wir in unserer Druckerei hauptsächlich Arbeiten für Gesinnungsfreunde her-stellen möchten, und glaubten, auch den „Freien Arbeiter“ dadurch unterstützen zu können, daß wir diesen Genossen unsere Dienste ganz billig anboten. Unbeschadet um evtl. persönliche Differenzen, wollten wir damit der gemein-samen Sache dienen. Aber die geschäftsmäßige, trockene Antwort an Herrn (!) Ernst Friedrich auf unseren gewiß herzlich und aufrichtig gemeinten Brief, beweist wieder einmal, wie unmöglich es ist, daß Anarchisten in einer Stadt sich vertragen können. Und dabei wollen diese Leute ein-mal die ganze Welt erobern! Wie wird wohl dann die Anarchie aussehen??



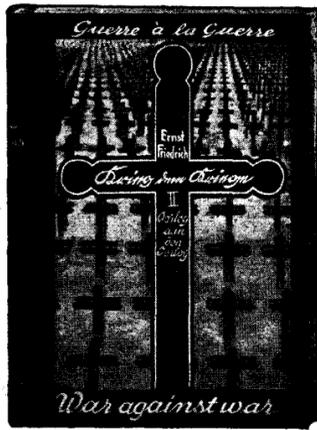
Werbt für das große
Friedens-Werk
von Ernst Friedrich:

„Krieg dem Kriege“

Bisher sind zwei Bände erschienen;
Nebenstehend die Umschlagtitel

Jeder Band enthält über 200 Originalphotos und ist in sich geschlossen. Der Preis des einzelnen Bandes beträgt 5 Mk.

Zu beziehen durch den Verlag „Freie Jugend“, Berlin C 2, Parochialstraße 29



am Sonntag, den 20. März, abends 7 Uhr im großen Saal des Gewerkschaftshauses wieder einen „Knorke-Abend“ veranstalten. Es ist das 2. Jahresfest der Schwarzen Fahne und zwar wird es diesmal ein

Kolonial-Krieger-Fest

(Ludendorf braucht Kolonien!) Die Redaktion hofft, auch dieses Jahr alle Leser und Freunde der „Schwarzen Fahne“ beim 2. Jahresfest begrüßen zu können. Nach dem satyrisch-politischen Vorträgen, musikalischen und künstlerischen Darbietungen gemütliches Beisammensein. Der Kartenverkauf beginnt demnächst.

Volksbühne

Theater am Bülowplatz.
Theater am Schiffbauerdamm.
bietet jedem Mitglied für einen Monatsbeitrag von 1,25 Mk. gute Vorstellungen (auch Opern).
Werdet und werbt Mitglieder für die Volksbühne.

Freie Jugend Berlin

Jeden Donnerstag, abends 7 1/2 Uhr, öffentliche Versammlung mit Vortrag in der Schule Weinmeisterstraße.

17. 2. Die untaugliche syndikalistische Berufsorganisation

Die SyndikalistInnen sind hierzu besonders eingeladen worden.

24. 2. Sittlichkeit des Christen — Sittlichkeit des Proletariats

3. 3. Klassenkampf oder Klavierkonzert

R. F. B. und K. P. D. sind eingeladen worden.

Anti-Mordabzeichen

zwei Hände zerbrechen ein Gewehr
groß in Runenform 1,50 Mk.
kl. als Anstecknadel 60 Pf.
zu beziehen bei Voreinsendung des Betrages u. 20 & Porto durch Verlag „Freie Jugend“
Berlin C 2, Parochialstr. 29

Abonniere die Schwarze Fahne bei der Post oder direkt beim Verlag

Arbeiter = Gefang = Vereine !!

Soeben erschien im „Verlag der freien Snänergemeinschaft Deutschlands“ das

Wiegenlied

von V. S. Drtmann (für Männerchor)

Text von Bruno Schönlank

Verlangt Partitur zur Ansicht

Paul Mittau Düsseldorf, Siegfstr. 15

Wir suchen und vermitteln Referenten für Gruppen und Verbände der linken Arbeiterbewegung

Die Red. der Schwarzen Fahne

5 Minuten vom Polizeipräsidium ist das
Anti-Kriegsmuseum
Berlin C 2, Parochialstraße 29
Viele Hunderte Originalphotographien und Bilder vom „Schlachtfeld“ — Menschenabschlachtungs-Instrumente — Verbrecherisches Kinderspielzeug Mordabzeichen — Kriegsbilder — Bücher Gegenstände aller Art
Das Anti-Kriegsmuseum ist wochentags von 9 Uhr vormittags bis 7 Uhr abends geöffnet. Sonntags von 10 bis 2 Uhr. Jeden Freitag abends 7,30 Uhr. Öffentliche Vorträge und Versammlungen. Besondere Führungen auf Wunsch für Gesellschaften und Schulen.
Eintrittspreis: Erwachsene 20 Pfennig, Kinder 10 Pfennig. Soldaten und Polizeibeamte frei.

Die Druckerei

der
„Freien Jugend“
führt alle Druckaufträge aus
Außerste Kalkulation für Zeitungs-
druck und Akzidenzen

Wera Signer Nacht über Rußland

Lebenserinnerungen einer Revolutionärin
Erschienen im Malik-Verlag, Berlin W 9

Brosch. 3,50 R.M., Halbt. 6,— R.M., Leinen 7,— R.M.
Die Lebenserinnerungen, die Wera Signer 1922 im Alter von 70 Jahren abschloß, sind nicht allein eine getreue anschauliche Schilderung ihres Lebens, sondern eine klaffende Darstellung der heroischen russischen Revolutionsbewegung der Jahre 1875—1883. Der Verfasserin Leben ist untrennbar mit Entsetzen, Wirten und Untergang des ersten fest organisierten Umsturzbundes, der „Narodnaja Wolja“ (Volkswahrheit) verbunden. Als Tochter eines Aderligen erzogen, widmete Wera Signer ihr großes Wissen und ihr Leben von Jugend an ausschließlich dem Kampf gegen die Zarenherrschaft. Nach Jahren des Kampfes, dessen Höhepunkt das Attentat auf Alexander II. war, wird sie zum Tode verurteilt, dann zu lebenslänglichem Kerker in den Kefematten der „Schlüsselburg“ begnadigt. Wera Signer gehört zu den wenigen Revolutionären, die diesen Ort lebend verließen; — nach 20 Jahren! — Die Memoiren dieser heldenhaften Frau gehören zum Ergreifendsten, was über Leben und Leiden von Revolutionären, über Standhaftigkeit der menschlichen Seele geschrieben worden ist.

Die Tribüne

Sie ist die einzige revolutionär sozialistische Wochenschrift des finsternen Ostens.
Sie muß schon darum von jedem Revolutionär unterstützt werden.
Sie ist keiner Partei, keinem Bonzenklüngel dienstbar.
Sie wird von der Konterrevolution, von Polizei und Staats-anwalt erbittert verfolgt.
Sie kostet vierteljährlich nur 2,50 Mk.; dieser Betrag ist an den Herausgeber Max Gruschwitz, Breslau, Hohenzollernstraße 73, zu adressieren.
Wer für „Die Tribüne“ wirbt, wirbt für revolutionäre Aufklärung im reaktionären Osten Deutschlands!

Sanal Monatschrift

herausgegeben von
Erich Mühsam
„SANAL“ erscheint im Monat einmal und ist zum Preise von 80 Pf. für das Einzelheft vom Verlage oder durch den Buch- und Straßenhandel zu beziehen. Abonnement halbjährlich RM. 1,75, jährlich RM. 3,50, ist durch Einzahlung beim Post-scheckamt Berlin Nr. 824 19 auf den Namen des Herausgebers zu bewirken oder beim zuständigen Postamt anzumelden. Geld-sendungen und Zuschriften nur an die persönliche Adresse des Herausgebers, Berlin-Charlottenburg, Am Lützow Nr. 10. Die Beiträge dieser Zeitschrift sind sämtlich vom Herausgeber.

Verantwortlich für Redaktion und Verlag: Ernst Friedrich-Berlin. Gedruckt in der „Freien Jugend“-Druckerei, Berlin C 2, Parochialstraße 29.



Die Schwarze Fahne

Schriftleitung: ERNST FRIEDRICH

<p>Erscheint jede Woche. Mit den Beilagen „Freie Jugend“ u. „Proletarischer Kindergarten“.</p>	<p>Man abonniert durch die Post. Abonnementpreis: monatlich 96 Pfg., oder durch den Verlag, Berlin C 2, Parochialstr. 29. monatlich 1.— Mk.</p>	<p>Alkohol- und Nikotin-Inserate sowie Anzeigen, die der Volkerverdummung dienen, werden nicht aufgenommen. Alle einwandfreien Inserate kosten pro 12 gespalt. Millimeterzeile 18 Pfg. Bei größeren Abschüssen und Wiederholungen Rabatt.</p>	<p>Deutschland Redaktion und Verlag Berlin C 2, Parochialstr. 29 Postcheck: Verlag Freie Jugend Nr. 66783</p>	<p>Oesterreich Anlieferung Joseph Hauser, Steyr Wehrgraben B 1/1</p>	<p>Schweiz Anlieferung „Freie Jugend“, Bern Neubrückstr. 82 Postcheck: III 1998</p>
---	--	---	--	---	--

Erwürgt die **Sakentkrenz**-Bestie



Wie die Arbeiter-Mörder gehaut haben!



Es ist so weit!

Wer tröstet noch: wir haben Zeit?
Es ist so weit.
Die weißen Flinten wollen schießen.
Die weißen Bajonette wollen spießen.
Der weiße Schrecken schreit nach Blut.
Seid auf der Hut.

Wer tröstet noch: wir haben Zeit?
Es ist so weit.
Die Generäle kommandieren.
Die goldgespickten Söldlinge parieren.
Das Monarchistenpakt schlägt zu.
Prolet, und du?

Wer tröstet noch: wir haben Zeit?
Es ist so weit.
Das Elend blüht auf blassen Lippen.
Der Hunger grinst euch durch die nackten Rippen.
Wenn ihr euch duckt, ist es zu spät.
Steh auf, Prolet.

Wer tröstet noch: wir haben Zeit?
Es ist so weit.
Das Kapital frönt jedem Laster.
Die Arbeitsbienen schmeißt es auf das Pflaster.
Versperrt ist hinter euch die Tür.
Was zögert ihr?

Wer tröstet noch: wir haben Zeit?
Es ist so weit.
Tod oder Sklave? Was willst du lieber?
Klar stehen Herr und Knecht sich gegenüber.
Zum letzten Gang. Feuerbereit.
Es ist so weit.

Aus: Band 1, der „Einführung in Leben und Werke proletarischer Künstler“. Herausgegeben von Ernst Friedrich. Gehältlich in den Arbeiterbuchhandlungen oder direkt durch „Die schwarze Fahne“. Preis 50 Pfg.

Deutschland eine Siliale Mussolini's?

Von Ernst Friedrich.

500 bewaffnete Faschisten überfielen 23 unbewaffnete Kommunisten.

Nicht etwa des Nachts auf einer einsamen, finsternen Landstraße, nein: in Berlin!

Auch nicht etwa in irgendeinem abgelegenen Stadtviertel, nein: auf einem großen Berliner Bahnhof! Dieser Berliner Bahnhof hat Telegraf, Telefon. Die Berliner Polizei hat Ueberfallkommandos, Autos.

Nichts rührt sich! Eine große „Schlacht“ ist im Gange, oder besser: eine große Schlächtereier wird von 500 bewaffneten Faschisten an 23 Arbeitern vorgenommen.

Das Ueberfallkommando ist dem die Kommunisten nicht widerstehen. Nicht etwa auf freier Straße, nein, mitten auf dem Bahnhof!

Damit der Zug nicht weiter fahren kann, ziehen die Faschisten fast sämtliche Notbremsen!

500 weiße Bestien umlagern regelrecht die Abteile der 23 Arbeiter, zertrümmern sämtliche Kupéfenster, schlagen, stechen und werfen Hunderte von Steinen auf die im Abteil sitzenden 23.

Die Polizei schläft! Mit Spaten, Speeren, Knüppeln und Fahnenstangen werden die Wehrlosen bearbeitet.

Die Strolche besteigen das Dach der Abteile, und von allen Seiten geht eine regelrechte Beschießung los. Das Zugpersonal muß die Passagiere aus den nicht „bekämpften“ Abteilen herausholen und an geschützter Stelle in Sicherheit bringen, denn das Gefecht dauert an.

Etwa 20 Einschüsse zeigen die zertrümmerten Waggons.

Der gesamte Zugverkehr auf dieser Strecke stockt!

Ueber 20 Minuten lang tobte die Schlägerei. Ueber 50 Schüsse fielen.

18 Schwerverletzte mußten ins Krankenhaus geschafft werden, wo sie an Gesicht- und Kopfverletzungen, Stich- und Schußverletzungen darnieder liegen.

Die Polizei schläft! Pardon: 4 oder 5 Polizisten haben nicht geschlafen, sie rücken an, schwerbewaffnet! Um die Faschisten mit Waffengewalt zu vertreiben? Um die Rädelführer festzunehmen? Ach wo: um die schwerverletzten Kommunisten abzutransportieren und die übrigen verletzten Kommunisten (!) zu verhaften!!!

Bluthunde! Weiße und grüne Bluthunde! Kein Ueberfallkommando erscheint, denn die Ueberfallkommandos müssen ja alarmbereit stehen, wenn es gilt die Republik vor Republikaner zu schützen.

Hier aber hätten sie ja Arbeiter vor monarchistischen Wegelagerern schützen sollen. Für diesen Fall hat der sozialdemokratische Polizeipräsident den Ausspruch getan: „Am besten ist die Polizei, die am wenigsten sichtbar ist!“

Endlich, nachdem alle Arbeiter „niedergelämpft“ sind, erscheint auch ein Schupo-Auto auf dem Schlachtfeld. Die schwerverwundeten Arbeiter werden die Bahnhofstreppe hinuntergetragen, und dabei ließen es die sauberen Hüter der Ruhe und Ordnung zu, daß immer noch mit Stöcken und Spaten auf die Verwundeten eingeschlagen wurde.

Das Faschistengesindel begnügte sich aber noch nicht mit diesen „Erfolgen“: Sie zogen sogar einigen in ihrem Blute liegenden Kommunisten ihre Windjacken aus und nahmen sie als „Siegestrophen“ mit! Ein großer Umzug mit Musik wurde mitten durch Lichterfelde veranstaltet und die blutigen Kittel auf Fahnenstangen mitgeführt.

Die Polizei begleitete schützend diesen Umzug!!!

Wenn sich Arbeiter solche Bestialitäten gegen Monarchisten erlaubt hätten und nachher noch mit Musik demonstriert haben würden, da waren nicht nur 10 sondern 100 Lastautos voll Schutzpolizisten binnen 5 Minuten zur Stelle, und alles wäre auseinandergejagt, verhaftet oder niedergeschossen.

So aber war die Polizei „machtlos“.

Das skandalöse Verhalten der Polizei wird selbst von bürgerlichen Zeitungen gemißbilligt. Die „Berliner Volks-Zeitung“, ein sozialdemokratisches Blatt, schreibt z. B. folgendes:

Im Anschluß an die blutige Schlägerei zogen die Nationalsozialisten im geschlossenen Zuge unter Vorantritt einer Musikkapelle durch Lichterfelde, Steglitz, nach der Kaiserallee, um nach der Tauentzienstraße zu gelangen.

An der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche wurden zwei Herren und eine Dame von den Raufbolden mit den Rufen: „Raus mit dem farbigen Pack aus Deutschland, schlägt die Judenlummel tot“ zu Boden geschlagen und schwer mißhandelt,

so daß die drei Personen die Hilfe der Rettungswache 7 am Zoo in Anspruch nehmen mußten. Wie ein Augenzeuge behauptet, hätte der haarsträubende Vorfall von der Polizei verhindert werden können, wenn rechtzeitig Polizeibeamte zur Stelle gewesen wären. Da die völkischen Helden mit Stöcken und Schlagringen bewaffnet waren traute sich auch keiner der zahlreichen Passanten, den Beteiligten zu Hilfe zu eilen. Von den Demonstranten desselben Zuges wurden dann kurze Zeit darauf am Nürnberger Platz ebenfalls zwei Herren angegriffen und mit Stöcken geschlagen. Auch hier schrien die Hakenkreuzler: „Drückt den Judenjungens den Schädel ein.“ Die Angegriffenen flüchteten durch die Nürnberger Straße, wurden aber hier von Radfahrern der Demonstranten verfolgt und weiter geschlagen. Als dann kurze Zeit darauf die Ueberfallenen auf dem zuständigen Revier in der Marburger Straße Anzeige von dem Ueberfall erstatten wollten, wurden sie von den Beamten nach der Revierwache in der Bayreuther Straße verwiesen. Auch hier hielt man es nicht für nötig, den Vorfall zu Protokoll zu nehmen, sondern bestellte die Ueberfallenen heute vormittag zu ihrer Vernehmung. Als die Geschlagenen heute dem Kriminalbeamten des Reviers den Vorfall erzählten, stellte dieser schließlich fest, daß auch dieses Revier dafür nicht in Frage kommt und Anzeige auf dem Revier, in dem sich die Wohnung der Ueberfallenen befindet, erstattet werden müßte. (!)

Die Polizei war machtlos?

Wie mächtig kann doch die Polizei sein, wenn es gilt bei friedlichen Arbeiterdemonstrationen dreinzuschlagen!

Ich hatte selbst wiederholt Gelegenheit gehabt, mich von unserer faschistenfreundlichen Polizei persönlich zu überzeugen:

Als vor einigen Tagen einige Hundert Hakenkreuzler in Berlin die Landsberger Straße zum Alexanderplatz heruntermarschierten. Den ganzen Zug entlang gingen die schwer bewaffneten Grünen, den Gummiknüppel in der Hand. Die republikanische Polizei schützte so die schwarz-weiß-roten Mörderräder und die Monarchisten.

Als ich einen Polizisten mit höflichen Worten aufmerksam machte, daß sehr viele monarchistische Demonstranten schwere Knüppel und Stöcke mit im

Zuge hatten trotz des „Stockverbots“, stieß mich dieser Grüne sofort brutal beiseite und schwenkte drohend den Gummiknüppel.

Als derselbe Grüne vier Arbeiter an der Straßenecke zusammenstehen sah, die sich nur miteinander unterhielten, stürzte er wie eine Furie auf die Gruppe zu und provozierte auch dort, indem er den Gummiknüppel jedem Arbeiter unter die Nase hielt. Jetzt trat ich wieder an diesen „Schutz“polizisten heran mit den Worten: „Gestatten Sie doch mal eine bescheidene Anfrage: Warum brüllen Sie denn diese völlig ruhigen Arbeiter hier an, während...“ Weiter kam ich nicht: wieder wurde ich brutal von diesem grünen Lummel beiseite gestoßen mit den Worten: „Sie haben hier gar nichts zu fragen!“

Währenddessen nahm die ganze vielhundertköpfige Faschistenbande am Bahnhof Alexanderplatz mitten auf der Dirksenstraße militärische Aufstellung. Ein Häuptling hielt — immer mitten auf der Straße — eine Ansprache, und donnernde Hochs auf die Monarchie ertönten.

Dann wurden die Hakenkreuzler bis an den abfahrenden Zug von Polizisten begleitet und beschützt. Ob diese große Faschistenbande etwa vor den vier jungen Arbeitern oder vor mir geschützt werden sollte, war nicht recht zu ergründen, denn es standen außer uns nur ganz wenige Leute da. Und selbst diese wenigen Straßenpassanten waren nur durch das provozierende Auftreten der Grünen herbeigeeilt. Als es hier galt diese Faschisten zu schützen, da war natürlich auch das Ueberfallkommando da. Sogar auf zwei großen Lastautos!

Und nun kommt das Interessanteste:

Das Faschistenpack war längst abgefahren und es gab nichts mehr zu „schützen“. Aber die beiden Lastautos warteten immer noch vor dem Bahnhof. Warum? Ich wurde neugierig und beobachtete geduldig diese beiden Autos, die Nummern IA 28 863 und IA 28 861 trugen.

Es war inzwischen nachts 1/21 Uhr geworden.

Die mit Polizei besetzten Lastautos lockten natürlich allerhand Straßenpassanten an, die neugierig stehen blieben oder im Vorübergehen Bemerkungen machten. Aber gerade darauf schienen die Ordnungshüter wohl gewartet zu haben, denn plötzlich sprangen etwa ein halbes Dutzend Polizisten vom Auto herunter, rannten im Laufschrift hinter den Betreffenden her, und unter Stoßen und Puffen wurden sie verhaftet und auf das Auto befördert. Selbst beim Hinaufsteigen auf das sehr hohe Auto erhielten alle noch einige Rippenstöße oder Schläge. Besonders das Auto IA 28 863 tat sich hierbei besonders hervor, und erst als auf diese Weise etwa 10 „Gefangene“ gemacht wurden (es war inzwischen 10 Minuten vor 1 Uhr nachts), dann erst fuhren die Autos mit den Verhafteten los.

Es wäre müßig den sozialdemokratischen Polizeipräsidenten zu fragen, warum er so etwas duldet, (wo er doch erst neulich gesagt hat: „Die Polizei ist die Beste, die am wenigsten sichtbar ist.“)

Wir sind uns darüber völlig im Klaren, daß „unsere“ Polizei nur zum Schutze unserer Geldsackrepublik da ist. Die Arbeiterschaft hat täglich Gelegenheit, sich davon zu überzeugen. Sehr mit Recht wiesen die Arbeiterblätter auch auf die Faschistenüberfälle in vielen anderen Orten hin. In Duisburg und Solingen waren ähnliche Vorgänge wie in Berlin-Lichterfelde. In Nürnberg fuhr ein Faschistenauto mit Vollgas mitten in einen Demonstrationszug des Reichsbanners und überfuhr 6 Demonstranten.

Das Monarchistenpack rüstet!

Das Schlachtfeld auf dem Bahnhof haben die Faschisten verlassen mit dem Schlachtruf: „Schlagt die roten Hunde tot! Am 8. Mai geht's weiter!“

Arbeiter rüstet auch ihr!

Alle Sentimentalitäten beiseite!

Ungeziefer rotet man nicht dadurch aus, daß man auf die grünen Kammerjäger wartet, die dann doch versagen, sondern indem man selbst Hand anlegt.

Mit Insektenpulver rotet man das Ungeziefer aus!!

Arbeiter! Durch eure Geduld und Sentimentalität habt ihr schon im November 1918 die Revolution vermasselt.

Ich wiederhole hier, was ich schon so oft in öffentlichen Versammlungen sagte:

Seit dem November 1918 bis heute haben die Kapp- und Noskebanditen in ihren „siegreichen“ Kämpfen gegen die Revolution 15000 Proletarier abgeschlachtet.

Hätten wir im November 1918 zugepackt und auch nur ein Dutzend führende Hitlerbanditen und blau-bebrillter Monarchisten an Laternenpfählen aufgeknüpft, dann wären 15000 Proleten am Leben geblieben!

Jetzt stehen wir in der 2. Phase der vermenschten und verpaßten Revolution:

Das Faschistenpack erhebt sich!

Das Faschistenpack macht sich breit!

Das Faschistenpack! Das Faschistenpack!!

Proleten! Schlagt zu!!!

Die Polizei schläft nicht — wenn es gegen Arbeiter geht

Bei Redaktionsschluß erhalten wir soeben von der „Schutz“-Polizei bestätigt, was Ernst Friedrich im Leitartikel dieser Zeitung schrieb. Die faschistische Polizei des sozialdemokratischen Polizeipräsidenten hat ein entsetzliches Blutbad unter der Arbeiterschaft angerichtet. In eine friedliche Demonstration wehrloser und völlig unbewaffneter Arbeiter haben sie blindlings — wie losgelassene Bluthunde — hineingeschossen, gehauen und Attacken geritten. Wir erhalten folgenden Bericht eines Augenzeugen:

Auf dem Roten Platz (Weberwiese) hatten sich etwa 2000 Teilnehmer versammelt, um gemeinsam vom Schlesischen Bahnhof nach Charlottenburg zu fahren und dort gegen den Faschismus zu demonstrieren. Als ein RFB-Kamerad eine kurze Ansprache hielt, versuchten die Zivilauklärer der Polizei zu provozieren. Besonders tat sich ein junger Bursche mit Seglermütze und Gummimantel hervor, der es aber bald vorzog, zu seinen uniformierten Freunden zu retirieren.

Als dann der Abmarsch erfolgte, wollte ein Kommando von etwa 50 Beamten unter Führung eines jungen Leutnants in Mütze und Pelerine den Platz absperren, und die RFB-Kameraden am Abmarsch hindern. Der Zug drehte aber und verließ den Platz am anderen Ende. Nun hieben die Beamten darüber auf die zurückgebliebenen Arbeiter ein, die zu flüchten versuchten, aber die Menge von Schupo besetzt fanden. Plötzlich drehten die Beamten und stürmten auf die inzwischen ruhig über die Frankfurter Allee marschierenden Roten Frontkämpfer los und fingen an mit ihren Gummiknüppeln auf die Kameraden loszuprügeln.

Ein Augenzeuge, der neben dem Offizier stand, hörte, wie dieser halblaut zu den um ihn herumstehenden Schupobeamten sagte: „Feste los.“ Bei diesen Worten gab der Leutnant selbst den ersten Schuß ab!!

Das war das Signal zu einer Schieß- und Prügelorgie, wie sie die meisten der Beteiligten wohl noch nie erlebt haben. Als ob sie einer Irrenanstalt entsprungene Tollwütige seien, stürzten die Polizisten, die erst vor kurzem vom Lande nach Berlin gekommen sind, auf den Zug los. Im Laufen holtten sie die Pistolen aus den Taschen und begannen, einen Schritt von der Marschkolonnen entfernt, in die Menge hineinzuschließen.

Einer der Grünen drehte sich dabei dauernd im Kreise, mit der einen Hand den Gummiknüppel schwingend, in der anderen den Revolver, und schoß blindlings in die Menge.

wollen sie ausgeben. Deshalb muß ein Inder mit vielen Lasten Stoffen, Mützen, Perlen und Schnaps kommen. Dann ein Sungu, der dabei steht, schreit und aufschreibt. Dann Waren für den Sungu. Dann Träger, die Holz und Steine für ein Haus für die Waren des Sungu bringen. Dann ein Sungu, der diese Waren zählt und aufschreibt und eine Abgabe dafür einnimmt. Auch für den muß ein Haus gebaut werden und ein zweites für den, der aufpaßt, daß der Geldeinnehmer das Geld nicht für sich behält. So sind wir schon mitten in einem „gesunden“ Wirtschaftsleben oder in einer „gesunden wirtschaftlichen Entwicklung“. Es kommt dann schon ein Sungu, der von dem Betrieb Bilder macht und ein Buch darüber schreibt. Es wird ein Haus gebaut, in dem die Wagen der Eisenbahn repariert werden. In dem Hause arbeiten Menschen, die mit den Wagen geholt werden. Dazu braucht man Kohlen und Holz, die holt man mit den Wagen und heizt die Maschine des Wagens mit Kohlen. Man baut also die Wagen, um Kohlen zu holen und holt Kohlen, um Wagen zu bauen. Betrieb, Verkehr, Rauch, Lärm und Fortschritt, also das, was die Wasungu Kultur nennen, ist dann im Gange. Auch siedeln sich Kaufleute, Schnapsverkäufer und käufliche Mädchen an, um den Arbeitern das Geld wieder abzunehmen. Weil dann durch die Begehrlichkeit, die in den Arbeitern geweckt wurde, und durch den Schnaps Unordnung entsteht, müssen bewaffnete Aufseher mit den Wagen gebracht werden und andere Männer, die aufschreiben, welcher Art die Unordnung

Briefe des Negers

Lukanga Mukara

Wir entnehmen diese „Briefe des Negers Lukanga Mukara“ aus dem gleichnamigen Werk, das im „Fackelreiter“-Verlag (Hamburg-Bergedorf) erschienen ist. Hans Paasche, auf dessen Veranlassung diese Briefe veröffentlicht sind, wurde von deutschen Ordnungsbestien „auf der Flucht“ erschossen.

(Fortsetzung und Schluß.)

Hier will ich Dir als Beispiel ein Erlebnis mitteilen, das ich hatte. Ein großer Feldherr des Landes wollte sich den versammelten Kriegern zeigen, um ihre Waffenlust in Friedenszeit anzuspornen. Er wollte sich auch dem gemeinen Volke zeigen, und das stand dichtgedrängt auf dem Platze und sah zu. Auch ich war unter dem niederen Volke als Zuschauer. Es war ein heißer Tag. Der Feldherr kam. Er saß auf einem schönen Pferde, hatte dicke und schwere Stoffe um den Leib geschnürt und war auf dem ganzen Körper mit bunten Metallplättchen und Ketten behangen. Auf dem Kopfe hatte er, wie alle seine Krieger, ein umgekehrtes Gefäß, daran waren die Schwänze von weißen Hühnern befestigt. Wo er vorbeikam, schrie das Volk, und der Feldherr mußte dann mit dem rechten Arm

seinen Kopf anfassen, wobei ihm sehr warm wurde. Viele buntbehängene Adlige folgten dem Feldherrn zu Pferde, und allen war sehr warm.

Da erkannte ich, daß der einfachste unter den Zuschauern auch diesen mühevollen Aufwand nur auf sich bezog und sich freier fühlen kann als selbst der bewunderte Feldherr und sein Gefolge. Neben mir sagte ein Mann zu einem anderen: „Du, Emel, komm, laß die man alleene schwitzen, mir jehn pennen.“ Aus diesen Worten, die zugleich die Sprechweise einer bestimmten Gegend wiedergeben, wurde mir das bestätigt, was ich Dir heute schrieb: ein jeder sieht die Welt und seine eigne Stellung von der Mitte seines Kreises aus.

Und das ist auch der Grund, weshalb die Wasungu dazu kommen, sich Menschen zu nennen. Sie tun es ganz selbstbewußt, sie glauben wirklich, Menschen zu sein. Riangombe gab ihnen ein, sich als Menschen zu fühlen.

Du fragst, wozu die Wasungu Wagen gebrauchen und weshalb die ohne Unterbrechung hin und her fahren? So denke an den Weg von Niansa nach Rubengera. Jetzt geht dort ein Träger vier Tage, ein Bote zwei. Der Sungu würde einen Eisenbalkenweg bauen, damit dieser Bote in einem Tage hinkommt. Um den Weg zu bauen, müssen viele Tausende von Menschen dorthin gehen und arbeiten und zurückgehen. Andere müssen diesen Nahrung und Brennholz bringen. Die Arbeiter bekommen Lohn. Den

Dabei rief er ununterbrochen: „Straße frei! Straße frei!“

Trotzdem die Menge andauernd zurückwich und gar nicht an Widerstand dachte, schossen sie weiter. Das war, in einer Entfernung von einem Meter, kein Schießen, das war ein Abschlagen, tierisches Morden.

An der Schießerei beteiligte sich übrigens auch ein Zivilist, der vorher mit den Beamten gesprochen hatte.

So kam es denn zu einem **Blutbad von erschreckender Ausdehnung.** Die Masse stand festgekeilt und wurde von allen Seiten durch die rasenden Polizisten beschossen! Ein Schupo setzte

einem Zivilisten den Revolver direkt auf die Brust. Mit einem Schmerzensschrei brach er zusammen. Ein Toter, zahllose Schwer- und Leichtverletzte bedeckten die Straße.

Erschossen wurde: Radefoch, Fruchtstr. 52. Die Namen der von uns bisher festgestellten Schwerverletzten sind:

Pietsch, Langestr. 23; Flechtner, Samariterstr. 36; Morgenstern, Fruchtstr. 54; sämtlich im Krankenhaus Friedrichshain.

Die Namen weiterer zweier Schwerverwundeter konnten wir bisher noch nicht feststellen. Etwa 20 Personen wurden leichtverletzt. Einer der Verwundeten wurde in einem Taximeter abtransportiert,

den die Grünen aufzuhalten versuchten. Als der Wagen aber in rascher Fahrt die Schupokette durchfuhr, brachten es die Bestien fertig, direkt in den Wagen hineinzufeuern!

Auch beim Anmarsch der anderen Bezirke der Charlottenburger Demonstration ging die Polizei Zörgebels mit blutigen Provokationen gegen die Demonstranten vor. Die scharfmacherischen Offiziere versuchten mehrfach die Züge auseinanderzusprengen und ließen auf die Züge einschlagen.

Berittene Schupoleute ritten in der Bismarckstraße gegen die Vorhut des Demonstrationzuges

mit gezogenen Säbeln eine Attacke und schlugen rücksichtslos auf Männer und Frauen ein. Mehrere „Schreckschüsse“ und auch eine Anzahl scharfer Schüsse,

von denen ein Arbeiter durch einen Bauchschuß schwer verletzt

wurde, gab die unerhört provokatorisch auftretende Polizei ab. Auch Genosse Thälmann, der an der Spitze des Zuges demonstrierte, erhielt einen

Säbelhieb über die Stirn, daß er eine klaffende Wunde

davontrug. Zwischen den ungeheuer erbitterten Arbeitern und der Schupo kam es dann noch zu mehreren Zusammenstößen. Es gab

mehrere Verletzte.

Noch eine Stahlhelm-Bestie!

Wie uns aus Düsseldorf gemeldet wird, überfiel dort in der Nacht vom Sonnabend auf Sonntag eine Stahlhelmbande unter Führung des berüchtigten Vobies ein Lokal des RFB. Vobies schoß dabei den RFB-Kameraden Schmitz nieder, der schwer verletzt wurde.

Wer ist dieser Vobies?

Am 2. April erstach Josef Vobies schon einmal einen Menschen und wurde deshalb zu einem Jahr Gefängnis verurteilt.

Am 28. Juli 1926 erstach Josef Vobies den Reichsbannerarbeiter Peter Erdmann und verletzte mit einem Messerstich den Reichsbannerarbeiter Blatz schwer.

Kurze Zeit vor dieser Tat unternahm Josef Vobies zusammen mit seinem Bruder ein Revolverattentat auf Hausbewohner. Einige Tage später bombardierten sie die Wohnung der Eheleute T. mit Eimern, Waschkübeln usw., zertrümmerten Türen und Fenster der Wohnung.

Das ist nur ein kurzer Auszug aus den Mordtaten der Gebrüder Vobies. Aber Vobies wird weder verhaftet, noch von der Justiz verfolgt. Solche Bestien werden von der herrschenden Klasse auf die Arbeiterschaft gehetzt.



Betrachtungen zum Volkstrauertag

Wieder einmal jährte sich der Tag der nationalen „Heldenverehrung“. — Wenn derselbe im äußeren gesellschaftlichen Leben garnicht in Erscheinung trat, so liegt das daran, daß das Volk, als Ganzes gesehen, nicht mehr (oder noch nicht wieder) vom Taumel der nationalen Besessenheit befallen ist. —

Es bedurfte auch 1914 einer jahrzehntelangen Vorbereitung, um die Masse des Volkes in einen Blutrausch und in eine Verehrung des Mord-Heldentums hineinzulügen. Das Volk als Masse ist viel zu nüchtern, viel zu materiell und viel zu realistisch, um aus sich heraus auf ein Brudervolk zu stürzen, um es zu knebeln oder gar zu vernichten, wenn es nicht seine Machthaber, Schmarotzer und Einbläser hätte. Diese sind es, die mit den, ach, so leicht lenkbaren Gefühlen des Volkes Mißbrauch treiben, um ihre eigenen Machtinstinkte auf Kosten der Allgemeinheit zu befriedigen. Der Blutrausch — die Kriegsbegeisterung — wie er hüben und drüben die Völker wie in einen Fieberwahn, bis in den Kriegsjahre hinein, durchrüttelte, war eine **Verleumdung** geschaffene Massenbewegung von ihren Machthabern, um ihrer **brüchigen** Macht durch die wirtschaftliche Sicher- und Vormachtstellung ihres Staates als kapitalistisch-imperialistische Weltmacht.

Zwei Weltmachtgruppen standen sich gegenüber. Hinter jeder Weltmachtgruppe und jedem Staat verbargen sich die Machtgelüste der offenen und versteckten Volkstyranen und der wirtschaftlichen Vampyre. Durch Erziehung und Gewöhnung wurden dem Volke diese Tyrannen zu Landesvätern und **Volkstretern**, die Räuber und Vampyre zu Eigentümern, Arbeitgebern und Brotherren, das Land, das nur noch den Mächtigen gehörte aber wurde das „Vaterland“ Aller, und das Wohl und Wehe des Einzelnen, Mächtigen, ward Allgemeinwohl- und wehe. So gewannen die Machtdünkel der Einzelnen Gestalt, in dem, die Gesamtheit versklavenden, Schemen: Vaterland. — So wie die Begriffe durch die geistige Korruption verwildert wurden, so sind auch die Begriffe von geistiger und körperlicher Hörig-

Nr. 177

Ein Polizeisekretär

wegen Meineid verurteilt

Vor dem Schwurgericht II hatte sich der frühere Polizeisekretär Bruno Spieß wegen Meineides zu verantworten. Seit Jahren betrieb Spieß neben seinem Amte eine Reihe von Geschäften. Bei diesen Handelsgeschäften trat Spieß nur als Kaufmann und Direktor auf, niemals aber als Polizeibeamter. Anders war es, als er zum Offenbarungseid geladen wurde. Jetzt erschien er vor dem Amtsrichter als einfacher Polizeisekretär. Er gab auch nur seine festen Bezüge an, und das, was er an Kleidung und Wäsche besaß. Kein Wort erwähnte er von seinen Einkünften als Direktor einer Aktiengesellschaft. In dieser Eigenschaft bezog er von der „Frachtenag“ einer Frachtenprüfungsgesellschaft, die er gegründet hatte, ein festes Einkommen von 12 000 Mk. Allerdings hatte er für den Offenbarungseid den Vertrag durch den Aufsichtsrat kassieren und sich an dessen Stelle fortlaufende Tagesspesen in annähernd derselben Höhe bewilligen lassen. Wegen seiner dunklen Nebengeschäfte war Spieß damals schon vom Amte suspendiert und ist inzwischen im Disziplinarverfahren aus dem Dienste entlassen worden. Zur Last wurde dem Angeklagten auch gelegt, daß er verschwiegen hätte, daß er Hauptaktionär bei der „Frachtenag“ war. Das Schwurgericht hielt es für erwiesen, daß der Angeklagte mindestens wesentlich seine Einkünfte aus der „Frachtenag“ verschwiegen habe und verurteilte Spieß zu zwei Jahren Zuchthaus und fünf Jahren Ehrverlust. Es wurde auch die dauernde Eidesunfähigkeit des Angeklagten vom Schwurgericht ausgesprochen.

Nr. 178

Ein Polizeioberwachmeister unterschlägt Amtsgelder

Wegen Unterschlagung von Amtsgeldern hatte sich der Polizeioberwachmeister Müller vor dem Schöffengericht Berlin-Mitte zu verantworten. Auf seinem Revier hatte er die Strafgeelderlisten zu führen, war aber nicht befugt, selbst Gelder anzunehmen. In einer Reihe von Fällen hat er es aber dennoch getan und auf diese Weise 886 Mark veruntreut. Die Einnahmen hatte der Angeklagte ordnungsmäßig gebucht, aber gleichzeitig als Ausgaben eingetragen: An die Polizeihauptkasse abgeführt. Von der auf sechs Monate Gefängnis lautenden Strafe erhielt der Angeklagte für die Hälfte Bewährungsfrist, während er drei Monate absitzen muß.

Nr. 179

Ein Musterpolizist

Nordhausen. Ein Fall hat sich hier ereignet, der beträchtliches Aufsehen erregt. Ein Polizeibeamter drang in schwerer Trunkenheit in eine Wohnung ein, zertrümmerte eine Tür und ließ sich nur nach heftigem Widerstreit abführen. Gefesselt wurde er auf die Polizeiwache und dann in das Krankenhaus gebracht. Man nimmt selbstverständlich an, daß der Beamte in plötzlicher „geistiger Umnachtung“ gehandelt hat.

Nr. 180

Ein Kriminalkommissar spuckt auf die Republik

Wegen Beleidigung der Reichsfarben ist der Breslauer Kriminalkommissar Bußler vom Reichsdisziplinarhof als Revisionsinstanz mit sofortiger Dienstentlassung bestraft worden. Bußler, der seit 16 Jahren Beamter ist, hatte vor etwa einem Jahr in Breslau von einem Straßenbahnwagen aus einen Reichsbannerzug beschimpft und die Fahnenräger bespuckt.

ist und wie das heißt, was die Arbeiter Unordentliches getan haben. Für diese Schreiber aber muß wieder ein Haus gebaut werden, und damit die Arbeiter, die Unordentliches getan haben, nicht nach Hause gehen, bevor alles fertig aufgeschrieben ist, müssen Käfige gebaut werden, in die man die Arbeiter einsperrt, füttert und bewacht. Es muß aber wieder mit den Wagen Kohle und Eisen geholt werden, um die Gitter der Käfige zu machen. Dann muß Wasser in die Häuser bei Schreiber und Aufseher geleitet werden und künstliches Licht, damit auch nachts geschrieben werden kann, wenn die Natur es verbietet. Dann muß ein Haus gebaut werden für den Mann, der aufschreibt, welche von den Schreibern „Herr Ober“ heißen und ein anderes, in dem ausgedacht wird, wieviel jedes Haus bezahlen soll, um die Aufseher und die Schreiber zu bezahlen. Dieses alles nennen sie die „Regierung“. So entsteht eine große Stadt, eine Kulturzentrale, wie die Wasungu sagen.

Fünfter Brief.

Birkhain, den 2. Oktober 1912.

Dein königliches Herz erzürnt sich, weil ich Dir noch nicht schrieb, was die Wasungu essen? Großer und mächtiger Herr! Gebiete Deinem Volke zwei Tage Schweigen, damit das Furchtbare, das ich Dir jetzt erzählen werde, in Deinem Verstande Platz finde: Die Wasungu sind Seelenesser, sind Kannibalen.

Die vermischen die Nahrung, die die Erde spendet, mit Teilen verschiedener Tiere. Besonders Schweine, Rinder und Pferde werden getötet und in viele Teile zerschnitten und zerhackt. Hunde werden in einer Stadt mit Namen Halle geschlachtet und gegessen. Katzenfleisch wird nur heimlich unter die Nahrung gemischt. Niemand würde es kaufen, wenn jemand es anböte, deshalb wird es kleingeschnitten und mit anderen Fleischstücken in Tonnen gesammelt, dann wird es in Därme von Rindern hineingetan und verkauft. An einigen Orten vermischen sie es auch mit Mehl und Fett und essen es aus Muschelschalen. Nur Menschen dürfen nicht geschlachtet und gegessen werden.

Einiges von diesem weiß ich, nicht, weil ich es selbst sah, sondern weil es mir ein Mann von dem

³⁾ Lukanga gehört, wie dieser Brief zeigt, einem Negerstamme an, der von Früchten lebt. Es muß einem so lebenden Manne allerdings sonderbar vorkommen, daß gerade jetzt in Deutschland von Hungersnot die Rede ist, weil Fleisch teuer wurde.

Unsere Lesern der merkwürdigen Anschauungen Lukangas gibt es vielleicht zu denken, daß wirklich ganze Völker gar kein Fleisch genießen, was uns ja wohl gar nicht recht in den Kopf will. — Die Beobachtung Lukangas von der Hundeschlachtereie in Halle wird übrigens durch eine mir vorliegende Zeitungsnotiz bestätigt, worin es heißt, daß in Halle aus Anlaß der Fleischnot eine Hundeschlachtereie eröffnet wurde und starken Zuspruch erhielt.

Hans Paasche.

weitverbreiteten Stamme der Korongo⁴⁾ erzählte. Manches aber sah ich selbst, und deshalb glaube ich, was mir der Korongo erzählte.

Ich sah einen Mann, der aufgeschnittene Kälberleichen, die noch blutig waren, von einem Wagen auf die Schulter nahm und in einem Hause so aufhängte, daß jeder, der vorbeiging, die Leichen sehen mußte. Und Männer und Frauen gingen vorbei und waren fröhlich, obwohl sie das sahen. Der Mann hingte auch innere Teile von Tieren auf und schrieb Zahlen daran, weil er Geld dafür haben wollte, wenn Menschen es kaufen. Die Leichen werden in Teile gerissen und die Teile einzeln verkauft, als seien es Früchte. Auch das Blut der Tiere wird gegessen.

Ich sagte: die Wasungu essen. Das ist nicht richtig: sie schlucken. Und alles, was sie in ihren Mund hineintun, ist dazu vorbereitet, daß es hinuntergeschluckt und nicht gegessen werde. Es sind unter den Wasungu wohl einige, die sich darauf verstehen, Nahrung zu essen; die meisten aber sind Schlucker.

Ihre Sprache kennt zwei Worte für „Nahrung eintun“: „Essen“ und „Fressen“. Die Schlucker sagen von sich selbst, daß sie essen und daß die Tiere fressen. Als ich aber einem Sungu zeigte, wie ein Rind auf der Weide Kräuter suchte und ihm sagte, auch er sollte doch lieber „fressen“, wie das Tier, da wurde er böse.

⁴⁾ Korongo heißt „Riesenreier“. Lukanga meint damit offenbar den „Wandervogel“. Paasche.

keit in Heldentum umgelogen worden, um die Willenlosigkeit, Knechtseligkeit und Autoritätsduseligkeit der Massen nicht zum Bewußtsein kommen zu lassen. Der Eitelkeit jedes Einzelnen als Glied einer großen Gemeinschaft wurde gelobhudelt, um jeden umso leichter schröpfen zu können und für die dunklen Pläne der Machthaber gefügig zu machen.

Auf den Schlachtfeldern, dem Felde der Ehre, ist dem Menschentum die tiefste Erniedrigung zugefügt worden, und wer diese Erniedrigung jetzt noch als Heldentum preist, ist ein Schänder unserer gemordeten Brüder; denn Mord war dieses Heldentum, feiger, hinterhältiger Mord an schutzlosen, stürmenden, in den Tod getriebenen Massen; und der Dank dafür: Ein Verscharren in Massegräbern und für die überlebenden Krüppel: Eine Hungerrente. —

Wir, die wir auf den verschiedenen Schlachtfeldern für ein „Vaterland“ gehungert, gedurstet und geblutet haben, das nichts für uns war als ein blütiges Gespenst, wissen, daß unser Heldentum nichts war als eine ohnmächtige Selbstentäußerung unserer Menschenwürde und eine stumpfsinnige Unterordnung unter den Willen derer, denen der Krieg weiter nichts war als eine skrupellose Erweiterung ihrer brutalen Gewalt und ihres sie stützenden Ausbeutungssystems! —

Für größtenteils sinnlose Machtzelen und das sie stürzende Volksausbeutertum sind die Millionen des Weltkrieges hingemordet worden! —

Diese Machtzelen, wenn auch in etwas anderer Gestalt und als Repräsentanten der verschiedenen Vaterländer, die sich einstmalig feindlich gegenüberstanden, nun aber zusammengehen müssen, weil es gilt einem neuen Feind zu begegnen, sind jetzt am Werk „ihre Völker“ gegen den Bolschewismus und die „gelbe Gefahr“ in einen noch grausameren Krieg zu hetzen. Die wirklichen Helden des Volkes, die für eine Befreiung der Menschheit von ihren Tyrannen und Henkern kämpften, haben diese Bestien von Staatsmännern durch feige Knechte morden und einkerkern lassen, um die so wieder eingeschlaferte

Masse ihren dunklen Plänen gefügig machen zu können, was ihnen auch zum Teil bereits geglückt ist: Die Völker sind apathisch geworden, die Ruhe und Ordnung ist wieder eingekehrt, Macht und Recht walten wieder in Europa, nur das asiatische Barbarentum und das bolschewistische Rußland bedrohen die europäische Kultur. —

„Alle Kulturvölker müssen zusammenstehen, um einer bolschewistisch-asiatischen Invasion ein Bollwerk entgegenzusetzen zu können.“ — So lautet die Parole der europäischen Staatsvertreter und die Pazifisten des Völkerbundes, die Vertreter des Kapitalismus und die Nutznießer des Imperialismus zeigen ihre unschuldigen friedliebenden Gesichter. Sie sind sich einig; die früheren Feinde! Die Völker aber sind apathisch, uninteressiert an dem Kampf der Kolonialvölker, die um ihre Freiheit und Selbständigkeit ringen, uninteressiert an dem Wohlergehen des russischen Volkes, das als erstes versuchte sich eine Selbstverwaltung zu geben und das bemüht war, eine kommunistische Gesellschaftsordnung aufzubauen.

Wenn aber die Völker zum eigenen Verderben ihre eigenen Henker wählten, ihre verbrecherische Justiz hinnehmen ohne sich zu empören, Gesetze und Knebelungen wie Schutz-, Schmutz- und Schundgesetze, Konkordate und so weiter über sich ergehen lassen, dann verdienen sie kein Mitleid, wenn sie von ihren Machthabern mit ins Verderben gezogen werden. Vielleicht entsteht dann endlich aus diesem Niedergang einer jaulen, morschen Generation ein neues verjüngtes Menschengeschlecht. —

Der Krieg 1914-18 hat nur wenigen die Augen geöffnet, vielleicht vermag es der kommende! —

Dann kommt uns vielleicht doch noch vom Osten das Licht und erlöst uns vom Kapitalismus, Imperialismus, Staat und Kirche und macht uns zu Freien dieser Erde, zu Eigen- und Gemeinschaftsmenschen, nimmt uns den Zauber von allem falschen Heldentum und erlöst uns vom Spuk unzähliger Generationen.

Hugo Buchholz.

Ostertreffen der freien Jugend

Die Bezirke Ostachsen und Groß-Berlin der freien Jugend haben beschlossen, gemeinsam zu einem diesjährigen Ostertreffen aufzurufen, und zwar nach

Neustadt i. Sachsen.

Das bisher festgelegte Programm ist:

Freitag, 15. April: Ankunft und Aussprachen.
Sonnabend, 16. April: Gemeinsame Fahrt; abends öffentlicher Proletarischer Kunst-Abend (Aussprache, Gesang, Rezitationen, Vorführungen).
Sonntag, 17. und Montag, den 18. April Referate und Diskussionen.

Bisher angemeldete Referate:

1. Jugendbewegung und Arbeiterbewegung (Ernst Pönisch-Pirna); 2. Marxismus und Anarchismus (Alois Rischka-Zschachwitz); 3. Neue Wege des Anarchismus (Freie Jugend-Berlin); 4. Rote oder weiße Garde? Lenin oder Mussolini? Referent: Ernst Friedrich.

Alle Genossen und Gruppen im Reich, die am Treffen teilnehmen wollen, werden ersucht, von ihnen gewünschte Erweiterungen der Tagesordnungen und Referate sofort mitzuteilen.

Die Genossen der Freien Jugend-Berlin machen weiterhin den Vorschlag, für Freitag abend eine Besprechung über „Propaganda und bessere Verbindung der Gruppen im Reich untereinander“ stattfinden zu lassen, zu der jede Gruppe einen Genossen bestimmen möge.

Quartiermeldungen und Anfragen sind zu richten an:

R. Hübner, Pirna, Kohlbergstr. 31.
Bezirksinformationsstelle Ost-Sachsen
Nachrichtenstelle Groß-Berlin.



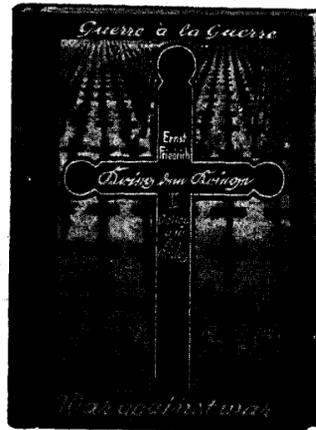
Werbt für das große
Sriedens-Werk
von Ernst Sriedrich:

„Krieg dem Kriege“

Bisher sind zwei Bände erschienen;
Nebenstehend die Umschlagtitel

Jeder Band enthält über 200 Originalphotos und ist in sich geschlossen. Der Preis des einzelnen Bandes beträgt 5 Mk.

Zu beziehen durch Verlag „Freie Jugend“, Berlin C 2, Parochialstr. 29



Volksbühne

Theater am Bülowplatz.
Theater am Schifbauerdamm.

bietet jedem Mitglied für einen Monatsbeitrag von 1,25 Mk. gute Vorstellungen (auch Opern).

Werdet und werbt Mitglieder für die Volksbühne.

Die Tribüne

Sie ist die einzige revolutionär sozialistische Wochenschrift des finsternen Ostens.

Sie muß schon darum von jedem Revolutionär unterstützt werden.

Sie ist keiner Partei, keinem Bonzenklüngel dienstbar. Sie wird von der Konterrevolution, von Polizei und Staatsanwalt erbittert verfolgt.

Sie kostet vierteljährlich nur 2,50 Mk.; dieser Betrag ist an den Herausgeber Max Gruschwitz, Breslau, Hohenzollernstraße 73, zu adressieren.

Wer für „Die Tribüne“ wirbt, wirbt für revolutionäre Aufklärung im reaktionären Osten Deutschlands!



FANAL

Monatschrift
herausgegeben von
Erich Mühsam

„FANAL“ erscheint im Monat einmal und ist zum Preise von 20 Pf. für das Einzelheft vom Verlage oder durch den Buch- und Straßenhandel zu beziehen. Abonnement halbjährlich RM. 1,75, jährlich RM. 3,50, ist durch Einzahlung beim Post-scheckamt Berlin Nr. 824 19 auf den Namen des Herausgebers zu bewirken oder beim zuständigen Postamt anzumelden. Geldsendungen und Zuschriften nur an die persönliche Adresse des Herausgebers, Berlin-Charlottenburg, Am Lützow Nr. 10. Die Beiträge dieser Zeitschrift sind sämtlich vom Herausgeber.

Die Druckerei

der „Freien Jugend“
führt alle Druckaufträge aus
Außerste Kalkulation für Zeitungs-
druck und Akzidenzen

Arbeiter = Gesang = Vereine !!

Soeben erschien im „Verlag der freien Sängergemeinschaft Deutschlands“ das

Wiegenteil

von B. S. Detmann (für Männerchor)
Text von Bruno Schönlank

Verlangt Partitur zur Ansicht

Baul Mittau Düsseldorf, Stegstr. 15

5 Minuten vom Volksempfänger

ist das Anti- Kriegsmuseum

Berlin C 2, Parochialstraße 29

Viele Hunderte Originalphotographien und Bilder vom „Schlachtfeld“ — Menschenabschlachtungsinstrumente — Verbrecherisches Kinderspielzeug Mordabzeichen — Kriegsbilder — Bücher Gegenstände aller Art

Das Anti-Kriegsmuseum ist wochentags von 9 Uhr vormittags bis 7 Uhr abends geöffnet. Sonntags von 10 bis 2 Uhr. Jeden Freitag abends 7,30 Uhr. Öffentliche Vorträge und Versammlungen. Besondere Führungen auf Wunsch für Gesellschaften und Schulen.

Eintrittspreis: Erwachsene 20 Pfennig, Kinder 10 Pfennig. Soldaten und Polizeibeamte frei.

Anti- Mordabzeichen zwei Hände zerbrechen ein Gewehr

groß in **Runenform** 1,— Mk.
klein als **Anstecknadel** 30 Pf.
zu beziehen bei Voreinsendung des Betrages und 20 Pf. Porto durch

Verlag „Freie Jugend“
Berlin C 2, Parochialstr. 29

Rheinland — Westfalen

Einladung.

Gemäß den Wünschen der damaligen Zusammenkunft am 6. März 1927 in Essen findet am Sonntag, den 3. April 1927, vormittags 10 Uhr, in Düsseldorf, Lokal Lentz, am Karlplatz Nr. 7, eine weitere öffentliche Konferenz für Rheinland und Westfalen bzw. Westdeutschlands statt.

Alle anti-autoritäre Gruppen sowie Einzelkameraden sind hierzu eingeladen.

Das Lokal ist vom Düsseldorfer Hauptbahnhof mit der Straßenbahn, Linie 8 oder 9 bis Graf-Adolfplatz, von dort aus umzusteigen in die Linie 6 bis Karl-Platz, zu erreichen.

Per Fuß ist das Tagungslokal vom Hauptbahnhof in 15 Minuten zu erreichen.

Die Einberufer.

(Also Lokal Lentz am Karl-Platz Nr. 7, Sonntag, den 3. April 1927, vormittags 10 Uhr.)

Verantwortlich für Redaktion und Verlag: Ernst Friedrich
Druck: Ernst Friedrich, Berlin C 2.

Die Schwarze Fahne zum 10. Male verboten!

Nr. 13 3. Jahrgang



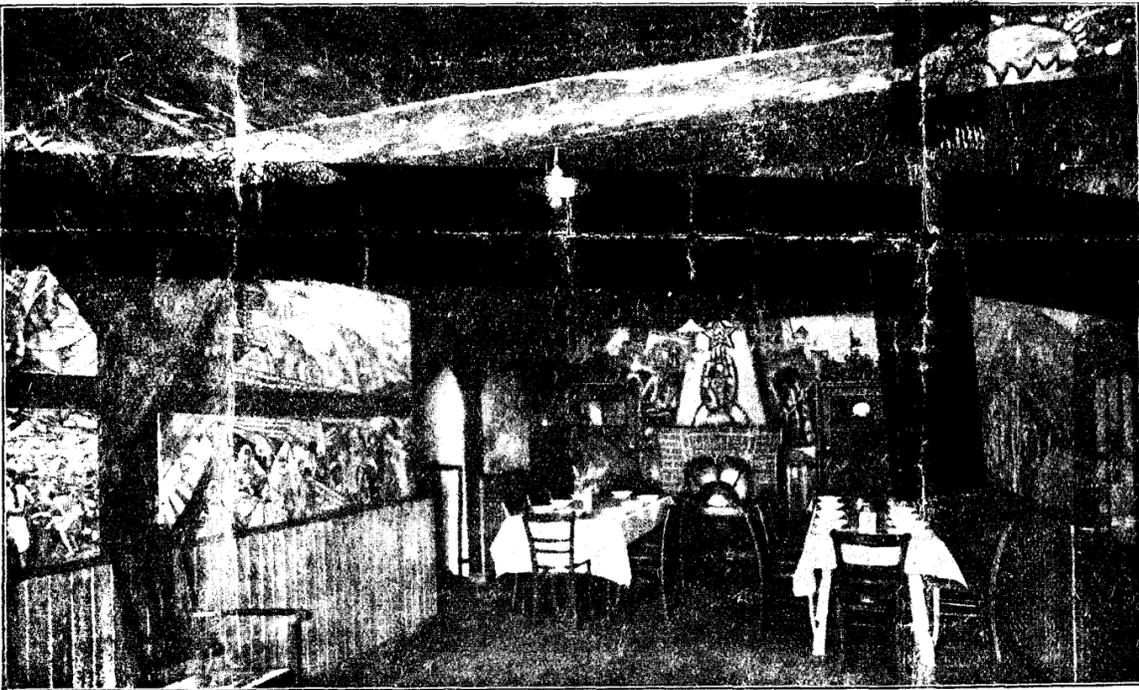
Die Schwarze Fahne

Schriftleitung: ERNST FRIEDRICH

<p>Erscheint jede Woche. Mit dem Beilage „Freie Jugend“ u. „Proletarischer Kindergarten“</p>	<p>Man abonniert: Abonnementspreis: monatlich 30 Pfg. oder durch den Verlag, Berlin C 2, Parochialstraße 29, monatlich 1.-- Mk.</p>	<p>Alkohol- und Nikotin-Inserate sowie Anzeigen, die der Volksverderbung dienen, werden nicht aufgenommen. Alle einwanderer-Inserate kosten pro 12 gespalt. Millimeter 9 13 Pfg. Bei größeren Abschlässen und Wiederholungen Rabatt.</p>	<p>Deutschland Redaktion und Verlag Berlin C 2, Parochialstr. 29 Postfach: Verlag Freie Jugend Nr. 96783</p>	<p>Oesterreich Auslieferung Joseph Hauser, Steyr Wehrgraben B 1/1</p>	<p>Schweden Amalieberg „Freie Jugend“, Neubrückstr. 20 Postfach: III 200</p>
---	--	---	---	--	---

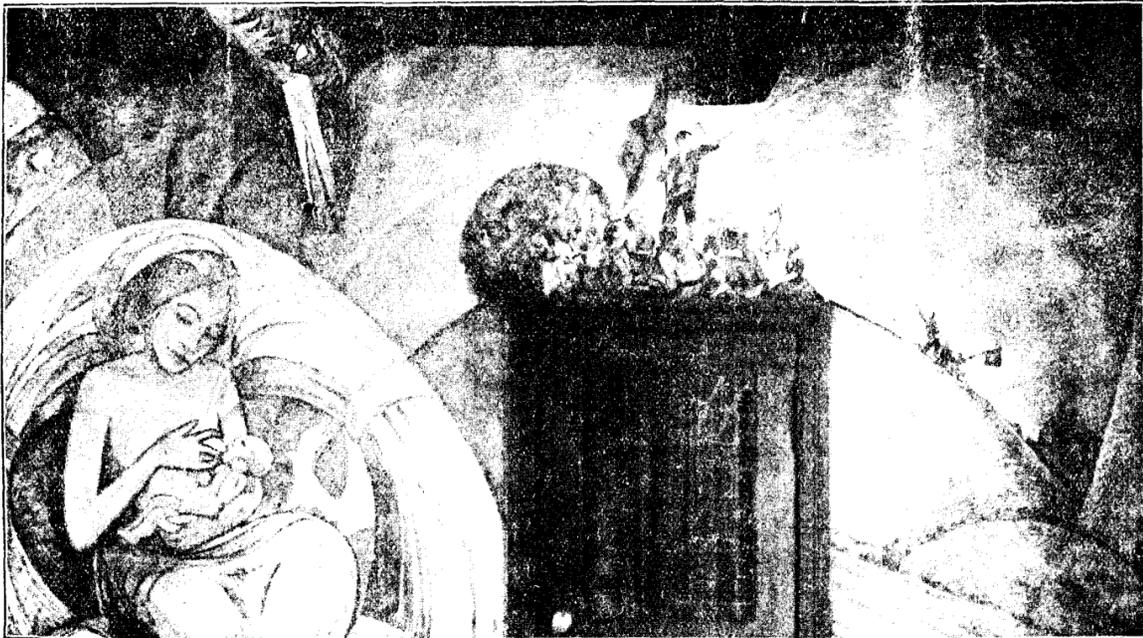
Polizei und Reichswehr im Kampf gegen Kinder!

Staatsgefährliche Kunstwerke



Da ist die Polizei auf dem Posten:

Die Speisediele im Kinderheim „Barkenhoff“ mit den von der Polizei beanstandeten Bildern.



„Zur Sonne, zur Freiheit“.

Auch dieses Kunstgemälde im Kinderheim der Roten Hilfe erscheint der Polizei staatsgefährlich.

Wir haben eine Republik.
Was für eine, darf ich nicht sagen.
(Von wegen dem Republikenschutzgesetz.)
Wir haben auch Pressefreiheit.

Was für eine, sagt die Verfassung im Artikel 118:
„Jeder Deutsche hat das Recht, innerhalb der Schranken der allgemeinen Gesetze seine Meinung durch Wort, Schrift, Druck, Bild oder in sonstiger Weise frei zu äußern. Niemand darf ihn benachteiligen, wenn er von diesem Recht Gebrauch macht. Eine Zensur findet nicht statt.“

Ich weiß nicht, ob ich aus der Verfassungs-Broschüre noch etwas veröffentlichen darf, ohne dabei zu berücksichtigen, daß immer die Polizei eine Augenblicklich noch nicht ganz verboten ist nur, was im Artikel 118 erlaubt ist. Um das zu beweisen, besucht die Polizei mindestens zweimal in jeder Woche unsere Redaktions- und Verlagsräume und sucht nach Wort, Schrift, Druck, Bild oder sonstiger zu Papier gebrachten „freien Meinung“.

Soeben wurde bei uns wieder mal „gehaussucht“. Grundlich, das versteht sich! 6 Mann hoch rückten die Beschützer der „freien Meinung“ an, besetzten alle Ausgänge und durchstöberten so lange alle Winkel und Ecken, bis sie als Beute 89 „Schwarze Fahnen“ Nr. 12 „beschlagnahmen“.

Artikel 118 — ?-?-?
Ich habe bis heute vom Berliner sozialdemokratischen Polizeipräsidenten noch nicht mal eine Begründung erhalten, warum diese Zeitung eigentlich beschlagnahmt wurde, warum ich benachteiligt wurde, von meinem im Artikel 118 garantierten Recht Gebrauch zu machen, warum ich nicht das Recht habe, meine Meinung in Wort und Schrift frei zu äußern, warum...
Ach was: „komm' Sie mit zur Wache!“

Während ich diese Zeilen niederschreibe, kommt soeben aus Dresden die Nachricht, daß auch dort die freie Meinung verboten ist. Bei unserer dortigen Auslieferungsstelle wurde ebenfalls „gehaussucht“ nach Nr. 12 der „Schwarzen Fahne“. Unser dortiger Vertreter, Genosse Belmann, schreibt uns folgendes:

Redaktion „Die Schwarze Fahne“ Berlin

Werte Genossen!

Auch unser Dresdener Polizeipräsident Kühn (ehemals Tabakarbeiter) will sich würdig in die Reihen der preußischen Polizeipräsidenten einfügen!

Am 25. 3. 27 betreten zwei Beamte der Abt. B des hiesigen Polizeipräsidioms meine proletarische Buchhandlung und brachten mir die Mitteilung, daß mehrere Anzeigen gegen mich beim Polizeipräsidium vorliegen, „meine Schaufenster zu zerschlagen“, wenn ich nicht die Schwarze Fahne Nr. 12 mit der Überschrift: „Erwürgt die Hakenkreuz-Bestie“ sofort entfernte!

In den acht Jahren des Bestehens meiner proletarischen Buchhandlung habe ich fast täglich Zusammenstöße mit dem Faschistengesindel, die in letzter Zeit genau so wie im Reiche an Heftigkeit zunehmen. Vom revolutionären Standpunkt aus lag für mich deshalb keine Veranlassung vor, dem Wunsche des Faschistenpack sofort nachzukommen und die Schwarze Fahne blieb deshalb im Schaufenster meiner Ladentüre. Um die Faschisten besser beobachten zu können, stellte ich mich vor meiner Ladentüre in meiner freien Zeit auf. Die Helden unternahmen bis auf einige blödsinnige Bemerkungen weiter nichts.

Darauffin kamen gegen 7 Uhr abends nochmals zwei Kriminalbeamte dieses Mal mit dem Verbot der Schwarzen Fahne Nr. 12 laut § 130 des StGB. durch Polizeipräsident Kühn.

Kurz vorher hatte ich leider die letzten Exemplare der Schwarzen Fahne verkauft, so daß die Beamten unverrichteter Sache wieder abziehen mußten.

Dresden, den 26. 3. 27.

Mit proletarischem Gruß
Volksbuchhandlung, Bellmann.

Die Dresdener Polizeibehörden scheinen allerdings korrekter zu sein als unsere Berliner Schutzengel, denn ich erhielt folgendes Schreiben:

Ausfertigung

VaS Reg. 416/27

Preßsache!

Dresden, den 26. März 1927.

Beschluß:

1. Auf Antrag der Staatsanwalt Dresden wird die Beschlagnahme der Nr. 12, Jahrgang 3, der von Ernst Friedrich in Berlin C 2, Parochialstraße 29, herausgegebenen und in Dresden verbreiteten Wochenschrift „Die Schwarze Fahne“ verfügt.

Auf dem Titelblatt des erwähnten Exemplars der Wochenschrift befindet sich in großen fettgedruckten Buchstaben die Überschrift: „Erwürgt die Hakenkreuz-Bestie!“ und auf derselben Seite in der linken Ecke ebenfalls in auffällig gesperrtgedruckter Weise das Gedicht: „Es ist soweit!“ Die Überschrift (eine bedrohliche Kampfansage gegen antisemitische Verbände) sowie der Inhalt des Gedichtes (Aufreizung des Proletariats gegen den Kapitalismus nebst Aufforderung zum Losschlagen) sind geeignet, verschiedene Klassen der Bevölkerung zu Gewalttätigkeiten gegeneinander öffentlich anzureizen und dadurch den öffentlichen Frieden zu gefährden (§ 130 StGB). Die Beschlagnahme war zu verfügen, da die erwähnte Nummer der Zeitschrift als Beweismittel für die eingeleitete Untersuchung in Frage kommt und möglicherweise der Einziehung unterliegt. (§§ 94, 98 StPO.).

Das Amtsgericht, Abt. V,
Münchener Platz 3.
gez. Weiland,
Amtsgerichtsdirektor.

Ausgefertigt am 26. März 1927.

Der Gerichtsschreiber des Amtsgerichts Dresden,
Abt. V, Münchener Platz 3.

Herrn Ernst Friedrich,
Berlin

Stempel
Vetter, Justizsekretär.

So also sieht unsere Republik aus. Das monarchistische Gesindel setzt vor...

Der ärmliche Frieden wird nicht gestiftet, die faschistischen Mordgesellen, die antimilitaristischen Friedensfreunde!

Ein Gedicht gilt als Aufreizung zum Hass gegen den Kapitalismus (!)

Gegen mich schweben wieder 3 politische Prozesse. Sämtliche Anklagen sind wegen Anwendung der im Artikel 118 der Verfassung garantierten Rechte.

Der nächste Prozeß ist am 7. April, vormittags 10 1/2 Uhr, in Moabit (Abt. 207, Zimmer 123, ptr.).

Dann folgen noch 2 Prozesse. 3 Geldstrafen wegen „Preßvergehen“ konnte ich aus chronischer Geldverlegenheit bisher nicht bezahlen, da wurde sofort Haftbefehl erlassen und ein Dutzend Krimis ist tagtäglich damit beschäftigt, mich nicht zu finden.

Ich könnte eine kleine Stadt mit 10 000 Einwohnern an Staatsanwälten, Richtern, Krimis, Schupos, Sipos, Popos und Gerichtsvollziehern das ganze Jahr beschäftigen, ohne zu bezahlen.

Weiter gehts wohl kaum noch?

O doch: Es wird noch so weit kommen, daß man mich wegen Beleidigung der Reichsfarben bestraft, wenn ich im Restaurant vom Kellner Mostrich verlange. Das heißt in Zukunft: Gold!

Oh, diese Republik ist wahrhaftig goldig!

Ernst Friedrich.

Der Reichsweheminister

verklagt eine Kinderzeitung!

„Liebe Deinen Nächsten!“

Vor dem Amtsgericht Meißen wird sich demnächst wegen Beleidigung der Wehrmacht der Redakteur Adolf Domnick zu verantworten haben, der auf Antrag des Reichsweheministers Geßler angeklagt ist, durch einen in der Zeitung „Der Kinderfreund“ unter dem Titel „Liebe Deinen Nächsten“ erschienenen Artikel die Wehrmacht beleidigt zu haben.

„Der Kinderfreund“ ist eine für Kinder bestimmte Beilage der „Volkszeitung für Meißen, Riesa, Großenhain, Lommatzsch, Nossen und deren Umgebung“. Am 15. Dezember erschien dort eine Zeichnung, die zwei Kinder mit Papierhelm und Holzsäbel darstellt, nebst folgendem Text:

„Liebe Deinen Nächsten...“

So lehrt man in den Schulen und in den Kirchen. Aber dann schenkt man den Kindern Uniform, Säbel und andere Mordinstrumente. Da-

mit soll der junge „zur Liebe zum Soldatenstand“ erzogen werden. Soldat sein aber heißt, berufsmäßiger Mörder der Mitmenschen werden. Wir aber, wir Sozialisten, wir wollen unsere Mitmenschen nicht hinmorden. Wir wollen sie lieben. Auch wenn sie Franzosen, Engländer oder Russen sind. Wir wollen alles tun, daß das Leben der Mitmenschen geschützt wird. Denn der Mensch ist das höchste Gut auf dieser Welt.

Darum bittet eure Eltern, daß sie euch kein Mordspielzeug geben. Aber spielt auch nicht mit dem Papierhelm und nicht mit dem Holzsäbel, und wenn euch dazu jemand auffordert, dann sagt ihm, daß es christlich sein sollte, zu denken: Liebet eure Feinde!“

Das soll — nach Ansicht des Herrn Geßler — eine Beleidigung der Reichswehr sein, und seltsamerweise hat sich dieser Ansicht auch die Staatsanwaltschaft angeschlossen. Eine Haupt- und Staatsaktion ist eingeleitet, um das Verbrechen zu sühnen.

Polizeiterrror gegen Kind und Kunst!

Während die Reichswehr gegen eine Kinderzeitung kämpft, ruhen sich auch die Polizeibehörden nicht auf ihren Lorbeeren aus, sondern suchen den „Feind“ und greift ihn an, wo er sich zum „Kampf“ stellt.

Natürlich gilt dieser Kampf nicht gegen das bewaffnete Faschistengesindel. Für diesen Fall ist die Polizei bekanntlicher Weise unsichtbar. Nein, der „Kampf“ geht gegen einen größeren Feind: gegen die Hilfsarbeit der „Roten Hilfe“, insbesondere gegen das Kinderheim „Barkenhoff“, das wegen staatsgefährlichen Wandmalereien (!) polizeilich geschlossen wurde!!!

Wir sind in der Lage, hier einen Spitzelbericht zu veröffentlichen, der sich in einer vom Mopr-Verlag, Berlin NW 7, soeben herausgegebenen Broschüre *) veröffentlicht ist.

Polizeidirektion
N. Stelle
Meißen, den 8. September 1926.
Nr. 2256/26 geh.

Das Kinderheim „Barkenhoff“ der Roten Hilfe.

Das erste kommunistische Kinderheim, das vom Zentralkomitee der Roten Hilfe in Deutschland errichtet wurde, ist das Kinderheim „Barkenhoff“ in Meißen. Es wurde am 1. März 1923 eröffnet.

Das Heim bestand aus einem kleinen Gebäude, das ursprünglich als Wohnhaus für einen Arbeiter diente. Es wurde durch die Kommunisten umgebaut und als Kinderheim eingerichtet.

Die Kommunisten nutzten das Heim für verschiedene Zwecke, darunter die Unterweisung der Kinder in kommunistischen Idealen. Sie stellten auch Wandmalereien an, die als staatsgefährlich angesehen wurden. Die Polizei erzwang die Schließung des Heims und die Entfernung der Malereien.

In der Mitte des Jahres 1923 erfolgte die Übernahme des „Barkenhoffs“ durch die Rote Hilfe und bald darauf die Einweihung des Kinderheims. Als Zweck des Kinderheims wurde von der Roten Hilfe angegeben, daß Revolutionsweisen und Kinder von inhaftierten Revolutionären abwechselnd dort zur vorübergehenden Erholung weilen sollten. Mit Genehmigung der zustän-

*) „Polizei-Terror gegen Kind und Kunst“, Dokumente zur Geschichte der sozialen Republik Deutschland. Bearbeitet von Meta Kraus-Fessel. Mit Zeichnungen der Heim-Kinder und Reproduktionen der beanstandeten Vogeler-Bilder. Herausgegeben von der Roten Hilfe Deutschlands. Dieses Büchel ist ein Appell an die „Partei der anständigen Menschen“. Mopr-Verlag, Berlin NW 7, Dorotheenstr. 77-78. Preis im Buchhandel: 1 Mk. Für die Leser der Schwarzen Fahne nur 30 Pfg.

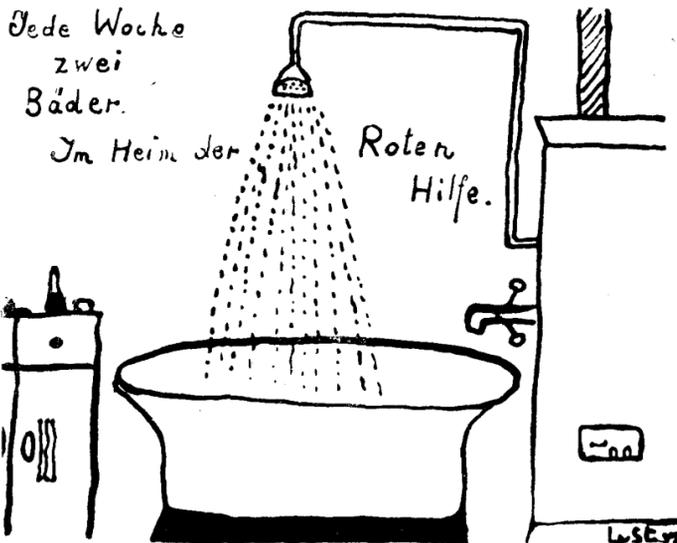
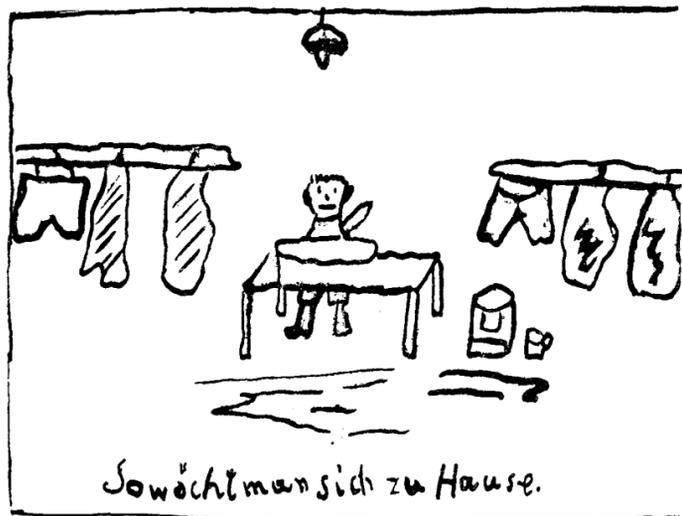
digen Schulaufsichtsbehörde erteilte ein kommunistischer Lehrer den auf dem „Barkenhoff“ jeweilig befindlichen Kindern Unterricht. Auch das übrige Personal des Kinderheims gehörte durchweg der KPD. an. Die Leitung des Heims sah ihre Hauptaufgabe darin, die ihr anvertrauten Kinder ganz im kommunistischen Sinne zu erziehen. Verschiedene Zwischenfälle veranlaßten schließlich den zuständigen Landrat, am 2. 2. 25 das Kinderheim zu schließen. In der Begründung dieser Verfügung wurde angeführt, daß als einwandfrei festgestellt anzusehen sei, daß die auf dem „Barkenhoff“ zur Erholung untergebrachten Kinder andauernd und nachteilig in der Richtung beeinflusst würden, daß sie zum Haß gegen den gegenwärtigen Staat und die jetzige Staatsform sowie zu deren Umsturz erzogen werden. Da durch diese Beeinflussung im Innern der schulpflichtigen Kinder Anschauungen, die zu einem die staatliche Ordnung gefährdenden Verhalten zu führen geeignet wären, wachgerufen und befestigt würden, läge in dieser Art der Erziehung eine Gefahr für die Erhaltung der öffentlichen Ruhe, Sicherheit und Ordnung.

Nachdem durch Vermittlung von kommunistischen Abgeordneten dem Landrat die Zusicherung gegeben war, daß das Personal, insbesondere der verantwortliche Leiter, gewechselt würden, und daß in Zukunft eine derartig starke politische Beeinflussung der auf dem „Barkenhoff“ untergebrachten Kinder nicht mehr vorkommen würde, wurde das Heim am 1. März 1925 wieder eröffnet.

Wegen der an dem Heim bestehenden Gefahr bestand, daß das Heim, welches im Laufe der Jahre in einen ziemlich verwahrlosten Zustand geraten war, geschlossen werden mußte. In einem offenen Brief an die KPD-Arbeiter in Bremen wurde um Entsendung einiger Maler und um kostenlose Lieferung von Farben gebeten, damit die sich in einem überaus schlechten Zustande befindlichen Räume des „Barkenhoff“ wieder hergestellt werden könnten. Ferner wurde eine eifrige Sammelstätigkeit betrieben. Es gelang der Roten Hilfe, die notwendigen Mittel aufzubringen, um das Heim vollständig renovieren zu lassen. Vogeler, der jetzt in Rußland lebt, verbrachte in diesem Jahre seinen Urlaub in Worpsswed und beteiligte sich durch Ausmalung der Diele an den Renovierungsarbeiten des „Barkenhoffs“.

Am 25. 7. v. J. wurde in feierlicher Weise das Kinderheim „Barkenhoff“ wieder eröffnet. Augenblicklich ist das Heim mit 24 Kindern, die aus Hannover und Halle stammen, belegt. Das Alter der Kinder schwankt schätzungsweise zwischen 5—14 Jahren. Mit der Beaufsichtigung der Kinder ist ein Junglehrer betraut. Ferner sind im Haushalt und in der Wirtschaft „Barkenhoff“ je zwei weibliche Hilfskräfte beschäftigt. Soweit festgestellt werden konnte, wird den Kindern während ihres Aufenthaltes auf dem „Barkenhoff“ kein schulmäßiger Unterricht erteilt. Jedoch muß als festgestellt angesehen werden, daß die Aufsichtspersonen die Kinder in der kommunistischen Ideenwelt erziehen. Es wer-

Einige Zeichnungen von Kindern über ihre Eindrücke im





Die Schwarze Fahne

Schriftleitung: ERNST FRIEDRICH

<p>Erscheint jede Woche. Mit dem Beilagen „Prote Jugend“ u. „Proletarischer Kindergarten“.</p>	<p>Man abonniert: durch die Post. Abonnementpreis: monatlich 96 Pfg., oder durch den Verlag, Berlin C 2, Paretstraße 29, monatlich 1.— Mk.</p>	<p>Alkohol- und Nikotin-Inserate sowie Anzeigen, die der Volksverdummung dienen, werden nicht aufgenommen. Alle einwandfreien Inserate kosten pro 12 gespalt. Millimeterzeile 15 Pfg. Bei größeren Abschlässen und Wiederholungen Rabatt.</p>	<p>Deutschland Redaktion und Verlag Ulrich C 2, Paretstraße 29 Postcheck: Verlag Prote Jugend Nr. 66783</p>	<p>Oesterreich Annullierung Joseph Hanser, Steyr Wehrgraben B 1/1</p>	<p>Schweden Annullierung „Prote Jugend“, Bonn Neubühlstr. 22 Postcheck: III 2000</p>
---	---	---	--	--	---

Der Herzs Schlag-Generaal

und der im Polizei-Präsidentium ermordete Galt

China verblutet...

„Besondere Anweisungen“

Von Ernst Friedrich.

Jetzt weiß ich, warum unsere Polizei so sehr schonend gegen das Nationalgesindel vorgeht: weil die Kerle sofort den Herzs Schlag kriegen, wenn sie mal von einem Grünen angeblasen werden!

Den Beweis hierfür brachte in Berlin der General von Wrisberg: Als der Etappenheld und ehemalige Diktator der Kriegsindustrie am Bismarckdenkmal eine Heldenrede halten wollte und ihm ein Schutzmann höflichst mitteilte, daß das Quasseln an dieser Stelle verboten ist, blieb dem edlen Ritter zunächst die Spucke weg und später der Herzs Schlag. Das ist eigentlich die ganze Geschichte über die in den Zeitungen so oft gelesenen „besonderen Anweisungen“.

Landtag beschäftigte sich mit dieser Angelegenheit. Derselbe General, der im Weltkrieg Tausende von Proletariern in den Helden Tod schickte, kippt aus den Latschen, wenn ihm ein Polizist das Reden verbietet.

Derselbe General, der im Kriege Tausende von Munitionsarbeitern — bei Kohlrübenfraß — die unmenschlichsten Arbeitsbedingungen befahl, fällt glatt um, wenn ihm mal jemand was verbietet.

Derselben General, der es gewohnt war, Proletarier bei ihren Streiken niederzuknallen, auf dessen Befehl Hunderte müßelbige Gewerkschaftsfunktionäre und Betriebsobleute in den Schützengraben geschickt wurden, auf dessen Befehl tausende „verdächtige“ Personen in Schutzhaft genommen wurden, demselben General passierte es, daß ihm ein Polizeiwachtmeister das Reden verbat!

Dabei soll dieser „Held“ von dem Polizisten sogar am Aermel gefaßt worden sein!

Man denke: Von einem Wachtmeister! Von einem ganz gewöhnlichen Wachtmeister!

Nein, das ist einfach nicht auszudenken! Ein auf die Republik vereidigter Wachtmeister faßt einen kaiser-treuen General (!) am Aermel!

Da muß man doch den Herzs Schlag kriegen! Wo bleibt da das Schutzgesetz der Republik?

O, bitte sehr: unser preußischer Innenminister — ein Sozialdemokrat — hat sich bei den Deutsch-nationalen sofort entschuldigt.

„Meine Herren“, sagte er, „ich bedaure lebhaft den Vorfall, besonders den Tod des verdienten Generals — der Polizeibeamter hat wahrscheinlich (?) seine Befugnisse überschritten — wird natürlich sofort zur Verantwortung gezogen — strengste Untersuchung angeordnet“ usw. (Bravo! bei den Deutschnationalen.) Wörtlich sagte der sozialdemokratische Minister weiter:

„Vielleicht wäre es doch zweckmäßig gewesen, besondere Anweisungen bezüglich des Bismarckdenkmals für den 1. April herauszubringen!“

Das ist kein Aprilscherz! Die Polizei hat für die Deutschnationalen besondere Anweisungen, nicht nur für den 1. April, nicht nur für das Bismarckdenkmal. Schon von jeher wurden die Deutschnationalen bei ihren monarchistischen Kundgebungen nach „besonderen Anweisungen“ schonend behandelt.

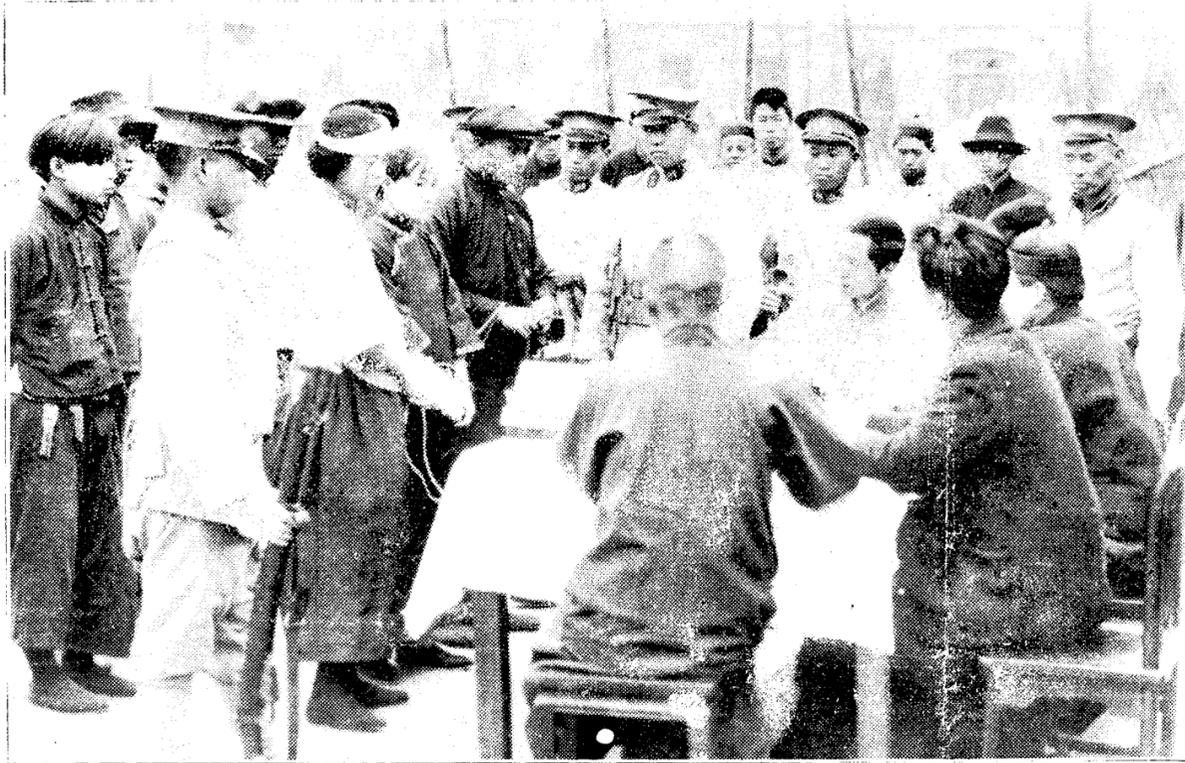
Ich erinnere an den Faschistenüberfall in Lichterfelde, wo keine Polizei zu sehen war, während bei der Arbeiterdemonstration gegen das faschistische Mordgesindel die Polizei in das völlig unbewaffnete, wehrlose Volk wütend hineinschoß, einen Arbeiter tötete und viele verletzte.

Ich erinnere aber auch an die „besonderen Anweisungen“ für die Ermordung Karl Liebknechts, Rosa Luxemburgs, Jogisches, Levines, Landauers, Paasches, an die Ermordung der 29 Matrosen, der Vorwärts-Parlamentäre, ich erinnere an die zu Tausenden zählenden



Im alten China waren die Menschen billiger als Laftiere!

anils vor eine Straßenwalze gespannt. Die chinesischen Proletarier mußten bisher täglich bis 15 Stunden arbeiten, ohne Sonntagsruhe. Fabrikarbeiterinnen verdienten oft noch nicht mal 5 Mk. den ganzen Monat.



Im neuen China: Eine Gerichts-sitzung gegen eine Streikbrecherin auf offener Straße. Wenn Jürgens solche Volksrichter gehabt hätte, dann wäre er nicht freigesprochen worden!

den Opfer des Bluthundes Noske, des Parteifreundes vom Innenminister Grzesinski, ich erinnere endlich auch an den selbst im Berliner Polizeipräsidium (!) ermordeten Genossen Sylt!

Hat sich da irgend ein sozialdemokratischer Minister mit demselben Eifer für den „Auf der Flucht erschossen“ Sylt eingesetzt?

Wer hat da den Verfall lebhaft bedauert?

Wer ist da zur Verantwortung gezogen worden?

Wer hat da strengste Untersuchung angeordnet?

Kein Hahn kräht in der „freiesten“ Republik nach Arbeiterblut! Aber wenn so ein monarchistischer General, der sich im Kriege an Sekt und Kaviar den Magen überfüttert hat, während wir bei Dörrgemüse und Kohlrüben hungerten — wenn so ein Schlächtermeister vergessen hat, den vielgepriesenen schönen Heldentod selbst zu sterben, und erst später, infolge von Arterienverkalkung oder Herzverfettung — durch Gottes Fügung — den Herzschlag kriegt, dann hilft man die republikanischen Flaggen auf Halbmast.

Anmerkung für den sozialdemokratischen Polizeipräsidenten: Wir empfehlen dringend, am 8. Mai, beim Stahlhelmaufmarsch, der Polizei „besondere Anweisungen“ zu erteilen, bezüglich schonendster Behandlung des monarchistischen Gesindels, damit nicht wieder Herzschläge vorkommen.

Der Bericht der Nachtausgabe des „Lokal-Anzeigers“

Der Bericht der Nachtausgabe des Lokal-Anzeigers. Ein tragischer Zwischenfall bereitete heute mittag dem Leben des Generalmajors a. D. Ernst von Wrisberg, des ehemaligen Direktors des Allgemeinen Kriegsdepartements und Vorsitzenden des Deutschen Ostmarkenvereins, ein jähes Ende. Bei einer Feierlichkeit, die anlässlich des Geburtstages Bismarcks am Bismarck-Denkmal vor dem Reichstag veranstaltet wurde, geriet der 61jährige General mit einem Schupowachmeister in einen Wortwechsel, bei dem er sich so aufregte, daß er einen Schlaganfall erlitt. Wenige Minuten später, während des Transportes in die Charité, verstarb Generalmajor von Wrisberg im Auto.

Mit Rücksicht auf die Persönlichkeit des Toten hatte man von einem Transport in das Leichenschauhaus Abstand genommen.

Ernst Friedrich wegen 15 (fünfzehn) Paragraphen angeklagt.

Beschluß.

Auf Antrag der Staatsanwaltschaft wird die Beschlagnahme der Nr. 12 (3. Jahrgang) der Wochenschrift „Die schwarze Fahne“ angeordnet, weil die Druckschrift als Beweismittel für die Untersuchung von Bedeutung sein kann und auch der Einziehung unterliegt §§ 94, 98 St.P.O., § 41 Str.G.B.

Beanzuhenden folgende Stellen:

Auf Seite 2, Spalte 2 das Wort „Geldsackraub“ der Ausdruck verstößt gegen § 8, Ziffer 1 des Gesetzes zum Schutze der Republik.

Auf Seite 1 die Schlagzeile „Erwürgt die Hakenkreuz-Bestie“, als Aufforderung zur Begehung eines Verbrechens oder zur Teilnahme an einem Verbrechen gemäß § 49 Str.G.B. und zugleich als Vergehen gegen §§ 111, 130 a. a. O.

Die angegebene Schlagzeile enthält besondere Bedeutung dadurch, daß sie in Zusammenhang mit den Ausschreitungen zwischen Rechts- und Linksradikalen am Sonntag, den 20. März 1921 auf dem Bahnhof Berlin-Lichterfelde gebracht ist. Es wird Bezug genommen auf den Seite 1 des Blattes abgedruckten Artikel „Deutschland eine Filiale Mussolinis?“ In diesem Zusammenhang ist auch das auf Seite 1 abgedruckte Gedicht „Es ist so weit“ zu würdigen. Die fünf Strophen verstoßen nicht nur gegen die bereits angeführten Strafparagraphen, sondern auch gegen §§ 85, 86 Str.G.B. Die Aufforderungen in dem

Die chinesische Revolution in Gefahr.

In China ist Revolution. In China erhebt sich das Proletariat. In China findet die Weltrevolution ihre langersehnte Fortsetzung. Diese Meinung hat sich durch eine ausdauernde, in ihren Einzelheiten nicht immer glückliche und in ihrem Endeffekt grundfalsche Agitation in breiten Kreisen des deutschen Proletariats festgesetzt. Die Wirklichkeit ist so:

In der augenblicklichen chinesischen Revolution spielt die bürgerliche Intelligenz die erste Rolle; dann erst kommt das Proletariat. Das aber ist eine große Gefahr. Augenblicklich befindet sich die wirtschaftliche Macht Chinas noch zum guten Teil in den Händen der Imperialisten, zum mindesten in den Händen der Konterrevolution, die im Dienste des weißen Imperialismus steht.

Wir sind zu weit vom Schuß, um aus eigenem Wissen zu entscheiden, wie weit das Proletariat in China die Situation durchschaut. Die, die es wissen, die Moskauer Machthaber, verbreiten im eigenen Interesse leider ebenso tendenziöse Nachrichten, wie die Engländer ihrerseits. Darum sind wir gezwungen, die Meldungen vorsichtig zu behandeln. Man muß, um das wahre Bild zu bekommen, die Nachrichten wie Steinchen zusammensetzen, damit sich daraus das Wahrscheinliche im Zusammenhang neu fügt.

Vorläufig haben die nationalen, das sind in China die revolutionären Truppen, immer Sieg an Sieg gereicht. Das bedeutet im Bürgerkrieg, daß die Stimmung des Proletariats auf ihrer Seite ist. Die bisherigen Siege wurden erfochten gegen schlecht entlohnte Söldlinge der Konterrevolution. — Das Geld der Imperialisten klebt in den Taschen der Generale wie am Pech. Solch eine Rote kann einer begeisterten Revolutionsarmee nicht lange widerstehen. Die nationalen Truppen mußten aber, und das hat ihre Leitung bis jetzt mit schweren Opfern erkauft, einem jeden ersten Kampf mit den weißen Massenmördern aus dem Wege gehen. Noch also ist die Revolution in China zu schwach, um die würgenden Krallen des weißen Imperialismus mit den Waffen abzuwehren. Die Engländer haben kaum eine Gelegenheit ausgelassen, die revolutionären Massen durch Blutbäder zu provozieren. Die Städtenamen Kanton, Hankau, Schanghai, Nanking und die Biasbay werden in der Blutgeschichte des englischen „Königreiches“ nicht an letzter Stelle stehen. Die nationale Regierung von Kanton konnte auf diese Verbrechen nicht anders antworten, als durch Proteste; auf diplomatischem Wege einerseits und auf international-proletarischem anderer-

seits. Das Ergebnis ist in beiden Fällen nicht der Rede wert.

Der Völkerbund — zum Lachen. Das internationale Proletariat — zum Heulen.

Seit 1917 ernten wir die Früchte des autoritären, zentralistischen „Marxismus“. Die russische Revolution wurde dadurch vergiftet, die deutsche kam über die Geburt gar nicht hinweg und nun gehts in derselben Weise weiter, wo immer das Proletariat eines Landes sich erhebt; das internationale Proletariat läßt der Konterrevolution immer Zeit genug, um ein Blutbad anzurichten — und dann kommen die verfluchten „Proteste“.

Ohne „Führer“ sind Beschlüsse nicht möglich. Ohne „Führer“ kann eine Aktion nicht gelingen. Ohne den Segen eines Partei-Papstes kann die Revolution nicht auferstehen.

Dann fragt die Proleten nach Solidarität. Wenn ihnen die Führer nicht gerade den praktischen Streikbruch anordnen, bleiben sie doch stumpf und dumm im alten Joch.

Aber das alles ist nicht von ungefähr; ist auch nicht das Besondere am deutschen Proletariat. Oh, nein! Seit 1914 hat es sich in der ganzen Welt, soweit es Proleten gibt, immer und immer wiederholt. Ihr fragtet nach der Solidarität mit dem russischen Proletariat von 1917? Da marschierten deutsche (sozialdemokratische) Soldaten auf Petersburg. Ihr könnt nach der Solidarität mit Ungarn, ja mit Bayern, mit Bulgarien, Rumänien, Italien und England fragen; die letzten Jahre der Weltrevolution weisen nur endlose Wiederholung auf. Wollt Ihr nun noch nach der Solidarität mit China fragen? Eine Ohrfeige jedem revolutionären Proleten.

Und fragt Ihr nach der Revolution? Revolution gegen den Kapitalismus? Das Proletariat ist ja nicht einmal fähig, die selbsterbauten Parteikäfige zu zerstören; die selbsterwählten Ausbeuter-„Führer“ zum Teufel zu jagen! Erwartet nicht von denen, daß sie die Ketten des Kapitalismus zerräufen! Erst das Eine, und nicht das Letzte ohne das Erste.

Was also wird in China geschehen? Durch das internationale Proletariat nichts.

Es ist die Frage, ob die Imperialisten ihre Rüstungen zum endgültigen Massenschlachten abschließen können, bevor die Revolution in China für immer festen Fuß und die nötige Ausbreitung gefunden hat. Ein Blutbad über ganz China würde im Augenblick zu viele Werte zerstören, die für die Imperialisten dann endgültig verloren wären. Deshalb hat man um die Revolution den Wall der chinesischen Konterrevolution aufgeworfen.

Aber der Tag wird kommen. Die Revolution ist ein fressendes Feuer, jeder Damm gibt ihr neue Nahrung. Die Imperialisten werden erkennen, daß sie nichts mehr gewinnen können. Das wird dann der Tag der blutigen Rache sein, wenn — das internationale Proletariat weiterschläft, wie es gestern und heute geschlafen hat. Wenn es weiter schläft, wenn es weiter Crapaten dreht und seine Führer (kuh-)handeln läßt.

Das ist die große Gefahr für Chinas Revolution von außen.

Die Leitung der nationalen Revolution liegt in Händen der bürgerlichen Intelligenz. Wenn die Revolution siegt und die Führung nicht in proletarische Hände übergeht, wird die chinesische Bourgeoisie die wirtschaftliche Macht an sich reißen und eine bürgerliche Republik; Fabrikmuster „Demokratie“, einrichten. Wie steht Chinas Proletariat zu dieser Frage?

Die Revolution hat den Proleten in China erst einmal die Möglichkeit gebracht politisch zu denken und politisch zu leben. Bei jeder Gelegenheit steigt man auf die Straße. Politik wird immer auf der Straße erledigt. Das Proletariat muß viel streiken. Denn die noch immer kräftige Bourgeoisie gibt nichts ohne Kampf her. Gelegentlich richtete sich der Streik sogar gegen die nationale Regierung; Was nicht Wunder nimmt, wenn man erfährt, daß trotz Revolution, nationaler Regierung und ungeheuren Opfern des Proletariats immer noch 14 und 15 Stunden ge-

So schützt der Staatsanwalt die Republik vor Republikanern!

Wie Sylt „auf der Flucht erschossen“ wurde

Am 31. März 1921 wurde Wilhelm Sylt kurz nach seiner Verhaftung im Berliner Polizeipräsidium von dem Kriminalbeamten Emil Jannicke ermordet.

(IRH.) — Im Polizeipräsidium. Es war zwischen 11 und 12 Uhr als der Schuß fiel. Er hatte gut getroffen. Sylt lag am Boden. Der Schußkanal ging von der rechten unteren Hälfte des Rücken in der Nierengegend quer durch den ganzen Körper, bis er an der zweituntersten Rippe austrat. Sylt verlor wenig Blut, es war dagegen die enorm schwere Gefahr innerer Verblutung. Nach dem Knall stürzten aus den Etagen „Zeugen“ hinzu, nachdem während der angeblichen Flucht Sylts niemand auf der Treppe zu sehen war (Aussage des Kriminalkommissars Heller vor der Kommission der Elektrizitätsarbeiter), darunter auch Herr Dr. Arthur Brahmaer, der in der Angelegenheit noch eine bedeutsame Rolle spielen wird. Er will nämlich auch etwas von Sylts Flucht gesehen haben, stützt sich aber in der Hauptsache auf die gehörten „Halt“-Rufe, die ja auch einem nichtlichenden Sylt nachgerufen worden sein können, um die Flucht wahrscheinlicher zu machen. Ein Zeuge sagte übrigens aus, zwischen dem „Halt“ und den Schüssen wäre nur $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{2}$ Sekunde Zeit vergangen. Der Täter muß also schnell sein Mordwerkzeug hervorgeholt haben, wenn er es nicht schon in der Hand hatte. Brahmaer fühlte sich bewegt, seine Pflicht als praktischer Arzt zu tun, obwohl er, wie er zugibt, dem „Sylt nicht sehr gewogen war.“ Er reißt ihm

den Rock aus, sieht die Schwere der Verletzung und fragt nach dem Namen des Verletzten. „Sylt“. „Warum fliehen Sie denn, Menschenkind?“ Keine Antwort. „Sie sind schwer verletzt!“ Keine Antwort. Sylt war noch ganz erschüttert von dem Schuß aus naher Entfernung, wie Brahmaer meint. Inzwischen kommen immer mehr Neugierige herbeigelaufen. Polizisten, Stullen kauend und Witze machend, daß das „edle Wild“ erlegt ist. „Es war keine sehr günstige Stimmung im Präsidium für Sylt“, meinte Dr. Brahmaer. Wir glauben es, die Hetze der bürgerlichen Pressemeute hat ihre Pflicht getan. „Es fielen Redensarten nicht sehr schmeichelhafter Natur“, schreibt die „Neue Berliner Mittagszeitung“, „Der Beamte, der Sylt erschossen hat, ist vollkommen zusammengebrochen“, so ebenfalls die Neue Berliner Mittagszeitung. Wir glauben es gerne, er erkannte die ganze Gemeinheit seiner Tat.

„Als der schon blutende, schwer verwundete Sylt auf dem Boden lag, wehrlos, durch den Leib geschossen, totenblau, fast bewußtlos, da trat ein Polizeioffizier an den beinahe leblos Liegenden heran, stieß mit dem Fuß an den Körper, der dalag und sagte dazu: „Verrecke, du Aas!“ Stefan Großmann verlangte auf Grund dieser Mitteilung und der Behauptung der Aerzte, daß Sylt am Leben geblieben wäre, wenn man ihn rechtzeitig operiert hätte, eine Untersuchung der Vorgänge.“ So schreibt die Berliner Mittagszeitung am 9. April 1921.

Dr. Brahmaer hat nach seiner Aussage gerade noch gesehen, wie Sylt von vier Beamten „unsachgemäß forttransportiert“ worden war. Uns hat er später erzählt, daß man ihn an Armen und Beinen fortgeschleift habe. Und nun hat Dr. Brahmaer seine Pflicht als Arzt getan. Anstatt sich um den Verbleib des Gemeuchelten zu kümmern, stürzt er ans Telefon und meldet seinem alten Freund, dem Redakteur Max Wolf das soeben Gesehene. Um $\frac{1}{2}$ Uhr schreien die Zeitungshändler der „B. Z.“ am Mittag bereits aus: „Sylt erschossen!“ auf der Flucht natürlich. Die Schieber, die nach Karlshorst zur Rennbahn fahren, atmen auf. Gottlob, daß der verdammte Hetzer tot ist!

Währenddessen liegt Wilhelm Sylt auf den Steinfliesen des Polizeipräsidioms. Er ist nicht tot, wie der tüchtige Brahmaer annimmt. Er hat sein Teil weg, gewiß. „Aber bei sofortiger Operation hätten innere Blutungen vermieden werden können“, meint Brahmaer später, nach dem Tode Sylts. „Ich habe wenigstens seine sofortige Behandlung angeordnet“.

Um $\frac{1}{2}$ 2 Uhr, volle 2 Stunden nach dem Schuß, liegt Sylt immer noch hilflos auf dem Korridor des Polizeipräsidioms. Eine mitleidige Frau aus der Pafstelle hat ihn gesehen und sich ihre Gedanken darüber gemacht. Später wird er weggeholt. Um 3 Uhr findet ihn seine Frau im Lazarett des Untersuchungsgefängnisses. Auch dort ist er „weich gebettet“. Auf einer bloßen Matratze, ohne Hemd, nur mit einer Hose und der dünnen Decke

arbeitet hat, und eine Fabrikarbeiterin monatlich noch nicht 5,— fünf Mk. verdiente. Dies Proletariat kämpft wahrhaft und hätte verdient, daß die ganze Welt ihm zu Hilfe käme. Dann wäre solch ein klägliches Ende der Revolution wie in Rußland unmöglich. Das chinesische Proletariat führt den Kampf unbeirrt fort und selbst wenn es heute noch nicht die bürgerliche Gefahr erkennt, wir dürften es nicht darauf ankommen lassen, das Chinas Klassengenossen allein stehen, wenn die Bourgeoisie ihre Herrschaft begründen will. Um so mehr, wo auch ganz praktische Erwägungen uns zur Solidarität drängen.

Der Kapitalismus will sich nach dem großen Aderlaß 1914—18 wieder neue Kräfte verschaffen; will unverbrauchtes Blut saugen. Das bietet sich nirgend besser als in den Kolonien. China soll endgültig Kolonie werden, damit der Imperialismus vom Kräfteverfall gerettet würde.

Wer will dazu beitragen? Wer will in dieser Situation schlafen? Oder Partei-Sprüchlein beten?

Gelingt es den chinesischen Proletariern den Imperialismus zu schlagen, dann wird es wie Auferstehung durch alle unterdrückten Völker zucken, dann wird das Weltgericht über den Kapitalismus anbrechen. Dann ist die Stunde des Proletariats nicht mehr fern.

Wollt ihr tatenlos auf den Sieg der Anderen warten? Wollt ihr den Zusammenbruch, wie 1918, als madige Pflaume in der Hand halten? Wollt ihr womöglich auch diesmal eine Niederlage herbeizögern? Engländer müssen in England, Franzosen in Frankreich und Deutsche in Deutschland beginnen. Jetzt dürfen wir den Imperialismus nicht mehr aufatmen lassen, bis er verreckt. Unser einziger Feind steht im eigenen Lande. Streik, Streik und abermals Streik muß das Ausbeuterpack und seine Klopffechter in Atem halten. Im Bürgerkrieg und im Klassenkampf ist kein Mittel der Massenaktion verboten!

Jedes Mittel, das unserem Klassenziele nützt, muß angewandt werden. Die Sabotage, die passive Resistenz, der kleinste Streik, alles muß Massenaktion werden.

In China bluten Klassengenossen nicht nur für ihre Freiheit, nein auch für unsere. Unsere Pflicht ist nicht nachzustehen.

Auf jeden einzelnen kommt es an!

China ist in Gefahr
seine und unsere Freiheit!

Frankreich in der Welt voran!

Am Sonntag wurde in dem Pariser Vorort Levallois-Perret das Kriegerdenkmal des Bildhauers Yrondy, das ein Denkmal gegen den Krieg und eine Mahnung zum Frieden unter den Völkern ist, eingeweiht.

Die französischen Pazifisten hatten diese Feier zu einer großen Demonstration gestaltet, an der auch die Kommunisten als überzogene Gegner des Krieges teilnahmen. Die Reden vor dem Monument wurden von dem Marschall Louis Barret, Rouquier, und von dem Sozialisten Louis Guillaud gehalten. Die sogenannte „patriotische“ Presse, mit besonderer Erhitzung das „Echo de Paris“, hat gegen die Kundgebung protestiert, und die Knüttelgarden der „Patriotischen Jugend“ der „Action Française“ versuchten die Feier zu stören. Mit Worten des Friedens zogen die Opfer des Krieges, die Witwen und Waisen, die Krüppel und die Armen an dem Denkmal vorüber. Der „Temps“ fand diese Manifestation „unpassend und verletzend“.

Am Sockel des Denkmals ist ein Arbeiter dargestellt, der seine Waffen zerbricht.

Dieses Symbol ist nach der Meinung des „Temps“ gefährlich und ungerichtfertig. (!) Ein Volk soll friedfertig, aber nicht pazifistisch sein, denn — nun folgt die übliche Nutzanwendung auf Deutschland — „wir dürfen uns nicht mit gebundenen Händen der Gefahr eines Angriffs aussetzen“.

darüber, liegt er zitternd und frierend. „Was hast Du dort im Gesicht gemacht?“ meint Frau Sylt und zeigt auf die Verletzungen in Sylts Gesicht.

„Ich bin getreten und geschleift worden“, sagt Sylt.

Hören wir Brahma, als man ihm diese Stellen in der Leichenphotographie zeigte:

„Ich erkläre auf das Bestimmteste, daß diese Verletzung in meinem Beisein noch nicht dagewesen ist. Es ist auch nicht die Wunde vom Sturze des Sylt. Diese war am Hinterkopf.“

Wir glauben Herrn Brahma, daß die harmlosen Stöße in die Seite, die der Polizeioffizier Sylt versetzt hat, nicht diese Wunden hervorgerufen haben. Er hat es sicher nicht gesehen, Er mußte zum Telefon, um der B. Z. am Mittag zu berichten.

Wo mögen diese Tritte in das Gesicht eines Verblutenden geschehen sein?

Sylts Frau drängt auf Operation. Es ist kein Arzt da, er kommt erst am Abend. Kein Arzt für einen Verblutenden!

Acht Stunden nach dem Schuß wird Sylt operiert.

„Ihr Mann hat zu lange gelegen!“ sagt der Oberarzt.

Zu spät natürlich. Er stirbt. Es ist am 1. April, morgens um 4 Uhr.

Soviel Zeit man sich mit der Operation Sylts ließ, so eilig hatte man es, ihn zu sezieren.

Als Genosse Golke am Vormittag des 1. April erfuhr, daß Sylt bereits sezziert sei, stürzte er nach dem Polizeipräsidium. Dort spielten die Herren Räte Heller, Krüger und Mosler Theater:



Wir haben bisher 180 Polizei- und Reichswehrverbrecher in der „Schwarzen Fahne“ unter der Rubrik „Menschen a. D.“ veröffentlicht.

Heute bringen wir infolge des überreichen Angebotes auf dem uniformierten Verbrechermarkt nur die wesentlichsten Fälle der letzten Zeit, soweit sie uns bekannt wurden.

Nr. 181 Wenn ein Grüner blau ist ...

Katkenvenne. Der Oberlandjäger Alfred K. von hier mußte sich vor dem Schöffengericht in Münster verantworten, weil er sich in neun Fällen schwerer Ausschreitungen und vorsätzlicher Körperverletzung in Ausübung seines Amtes schuldig gemacht hatte. Nach dem Genuß einiger Gläser Bier und einiger Schnäpse verprügelte er zunächst einen Bettler. Kurze Zeit später stand der Angeklagte bei einem Mann, der laut weinte. Ob Mißhandlungen vorgekommen waren, ließ sich nicht mehr feststellen. Ein 19jähriger Mann wurde grundlos gegen 7 Uhr abends barsch aufgefordert, nach Hause zu gehen. Dann drohte der Beamte einem Reisenden Schläge an, der sich weigerte, seine Geldbörse vorzuzeigen. Der Reisende verließ das Lokal. Der Oberlandjäger folgte, schlug den Ahnungslosen mit der geballten Faust in das Gesicht und trat ihm die Beine blutig. Am Bahnhof mußte sich der Reisende verbinden lassen. Unglücklicherweise lief der 19jährige Bursche, der bereits kurz vorher mit dem angetrunkenen Oberlandjäger zusammengetroffen war, ihm noch einmal in die Finger. Er wurde ohne Veranlassung durch den Beamten gewaltsam an die Luft gesetzt. Als sich ein älterer Schmied einmischte, wurde er zu Boden geworfen. Am nächsten Tage wurde die Anzeige erstattet. K. gebot auch noch in einer Wirtschaft Feierabend, während er sich selbst noch einige Gläser Bier geben ließ. In der Verhandlung vor dem Gericht bestritt der Angeklagte, angetrunken gewesen zu sein. Der Verteidiger machte geltend, daß der Angeklagte außerordentlich nervös sei. Er beantragte Vertagung und Untersuchung durch einen psychiatrischen Sachverständigen. Staatsanwalt und Gericht schlossen sich diesem Antrag an. Der Angeklagte soll dem Professor Dr. Tolben zur eingehenden Untersuchung übergeben werden.

Nr. 182 Wenn das am grünen Hol; geschieht ...

Barmen. Der Polizeiwachtmeister Otto L. aus Barmen hatte ein Paar Turnschuhe nötig, er ging deshalb in den Laden des Schuhmachermeisters Sch., ließ sich dort ein Paar ihm passende vorlegen und versprach, sie „am Ersten“ zu bezahlen. Da der Meister ihn nicht kannte, legte er ihm ein Stück Papier vor und forderte ihn auf, seinen Namen aufzuschreiben. L. unterschrieb den Zettel mit dem Namen Willi Schäfer, also mit einem fremden Namen, offenbar, um sich um die Bezahlung herumzudrücken. Tatsächlich bezahlte er am 1. August nicht nur nicht, er ließ auch sonst nichts von sich hören. Sch. ließ ihm noch einige Tage Zeit, dann erst wandte er sich an die zuständige Polizeiinspektion und machte Anzeige. Man legte ihm die Lichtbilder derjenigen Beamten vor, die in Frage kommen konnten, Sch. er-

„Was wollen Sie, Sylts Leiche wird morgen in Gegenwart von zwei Vertrauensärzten Ihrer Partei sezziert?“

„Sylts Leiche ist bereits sezziert!“ schrie ihnen Golke ins Gesicht.

Darauf stürzt sich Heller förmlich auf ihn.

Am 2. April wurde der Vertrauensarzt der KPD., Dr. Klauber angerufen und zur Sezierung der Leiche Sylts nach dem Schauhaus gerufen. Bei seinem Erscheinen dort, wird ihm mitgeteilt, daß Sylt bereits sezziert eingeliefert worden sei. Ohne Kleider. Der dortige Arzt staunt, Klauber auch. Warum keine Kleider? Wer hat Klauber angerufen? Warum die Eile? Wo ist die Kugel? Sie war bereits im Präsidium nicht zu finden, ebensowenig wie an der Einschußstelle.

Herr Professor Lubarsch, der es so verdächtig eilig hatte, beruft sich auf die Freigabe der Leiche durch das Polizeipräsidium. Herr Professor Lubarsch ist ein kleiner Schäker. Jedes Kind weiß, daß nur der Staatsanwalt die Befugnis hat, „politische“ oder „kriminelle“ Leichen freizugeben. Herr Lubarsch weiß das nicht. Er begnügt sich mit der polizeilichen Erlaubnis zur Sezierung. Die trifft am Freitag, den 1. April, nachmittag um 5 Uhr ein. Morgens um 9 Uhr, 5 Stunden nach seinem Tode, 8 Stunden selbst vor Eintreffen der polizeilichen Erlaubnis, wird Sylt sezziert. Versteh' das, wer es kann!

Die Anatomie gebraucht nötig Leichen — oder hat man schnell alle belastenden Teile aus Sylts Körper herausgeschnitten, um den Mörder zu decken?!

kannte L. wieder, ebenso sein beim Verkauf anwesend gewesener Lehrling. Trotzdem verlegte sich L. anfangs aufs Leugnen. Bei seinen späteren Vernehmungen gab er zu, daß er es gewesen sei, er bestritt aber, daß er die Schuhe nicht habe bezahlen wollen. Das Schöffengericht erklärte ihn aber des Betrages schuldig und verurteilte ihn unter weitgehender Zubilligung mildernde Umstände zu 50 Mk. Geldstrafe, von der weitergehenden Anklage der Urkundenfälschung sprach es ihn dagegen frei, weil nach mehrfachen Entscheidungen in einem, lediglich mit einem Namen unterschriebenen einfachen Zettel eine Urkunde nicht zu erblicken ist.

Nr. 183 Unsere Polizei ... hi hi!

In der Skaltzer Straße, unmittelbar am Lausitzer Platz, wurde ein Radfahrer von einem Polizeiauto überfahren, das nach Zeugnisaussagen auf der falschen Straßenseite war.

In dem Polizeiauto, das die Nummer IA 6615 führte, saß ein Polizeioffizier. Den Wagen führte ein Oberwachmeister. Es kam zu Differenzen mit Augenzeugen, denen der Verletzte nicht schnell genug zur Rettungswache geschafft wurde. Außerdem soll ein dritter hinzugerufener Polizeibeamter den Chauffeur eines Lastwagens, der anhielt, um dem Verletzten Hilfe zu bringen, wegen unberechtigten Anhaltens festgestellt haben.

Nr. 184 Unsere Reichswehr ... hi hi!

Auf einem Bauplatz in der Tolkewitzer Straße in Dresden sollte eine Pionierabteilung einen Betonklotz sprengen. Die Sprengung wurde aber so ungeschickt ausgeführt, daß mehrere Häuser durch Sprengstücke beschädigt und viele Fensterscheiben zertrümmert wurden.

Nr. 185 Sich die Disziplin!

Hannover. Das erweiterte Schöffengericht Hannover verurteilte den Reichswehrosoldaten Müller zu drei Jahren Gefängnis, weil er einem Unteroffizier zwei Ohrfeigen versetzt hatte. Der Unteroffizier hatte Müller nachts auf der Straße angehalten, weil er ihn in der Dunkelheit nicht gesehen und gegrüßt hatte. Als der Unteroffizier scharfmacherisch Müllers Namen notieren wollte, versetzte ihm Müller zwei Ohrfeigen, so daß er zu Boden fiel. Ein Urteil von drei Jahren Gefängnis für zwei Ohrfeigen ist selbst bei dieser Justiz ein fast ungläubliches Schmachurteil.

Nr. 186

Wir erinnern daran, daß in Ludwigslust in Mecklenburg-Schwerin am 10. Februar der Oberwachmeister Priegnitz, dem 14 Fälle der brutalsten Soldatenmißhandlung mit Ochsenziemern und Leibriemen nachgewiesen werden konnten, nur zu dreiviertel Jahr Gefängnis verurteilt wurde, während seine Werkzeuge mit wenigen Wochen Gefängnis davonkamen. Aber die Klassenjustiz weiß sehr wohl den Unterschied zwischen einem Oberwachmeister und einem Reichswehrosoldaten — und während Müller für die beiden Ohrfeigen drei Jahre im Gefängnis sitzen muß, weil er sich gegen einen „Vorgesetzten“ vergangen hat, werden die Soldatenschinder natürlich ihre Scheinstrafen zum größten Teil nicht einmal absitzen brauchen.

Die deutsche Kapitalistenklasse will sich in der Reichswehr den alten wilhelminischen Kadavergehorsam schaffen.

Nur einen einzigen

Leser für unsere Zeitung neu zu werben, dürfte jedem Gesinnungsfreund möglich sein. Die Kämpfe die wir mit einer Welt von Feinden auszufechten haben, erfordern Kampfgenossenschaft mit unsern Lesern und Freunden. Die Opfer an Geld und Freiheit die wir bringen müssen, erfordern die Hilfe aller. Werbt daher alle Abonnenten in Eurem Bekanntenkreise. Dann ist bald unsere

Auflage verdoppelt

Das Abonnementsgeld beträgt monatlich 50 Pfg., vierteljährlich 1,50 Mk., bei portofreier Zustellung. (Wir empfehlen möglichst vierteljährliche Bestellung.) Den entsprechenden Abonnementsbetrag bitten wir gleichzeitig per Zahlkarte einzusenden auf das Postscheckkonto: „Freie Jugend, Verlag (Ernst Friedrich) Berlin Nr. 66 783.

Bestellschein umfänglich!

Was nun?

Eingegangene Antworten auf den Artikel „Was nun“ von Ernst Friedrich in Nr. 10 der „Schwarzen Fahne“

(Schluß).
Wir wissen, er wird es nicht tun, aber dann soll er sich überlegen, was er schreibt. Mit welchem Seherblick hat doch Rosa Luxemburg die kommenden Dinge vorausgesehen, heut nachdem Pieck und Bucharin die Waffenlieferung Rußlands nach Deutschland und der Türkei eingestanden haben, gedenken wir mehr als je ihrer Worte:

„Mit der grotesken „Paarung“ zwischen Lenin und Hindenburg wäre die moralische Lichtquelle des Ostens verlöscht. . . . Sozialistische Revolution auf deutschen Bajonetten sitzend, proletarische Diktatur unter der Schirmvogtei des deutschen Imperialismus, das wäre das ungeheuerlichste, was wir noch erleben könnten.“ (Die russische Tragödie, Spartakusbriefe, S. 184.)

Wir sind mittendrin das Ungeheuerliche zu erleben, aber wir verzagen nicht, tatsächlich wir wissen, der Sturmangriff der roten Bajonette wird das Ungeheuerliche in den Orkus jagen, die roten Bajonette aber von Max Hölz und Nestor Machno, nicht die des Bauernzaren Stalin.

Aber gleich ob der eine oder andere mehr oder weniger klar erkennt, was ist, es gelten die Sätze die unsere unvergeßliche Rosa Luxemburg schrieb (Die russische Revolution) heut mehr denn je und bilden die Formel auf der sich alle einigen können, die wirklich revolutionär denken:

„Es wäre ebenso verfehlt zu befürchten, eine kritische Sichtung der bisherigen Wege, die die russische Revolution gewandelt, sei eine gefährliche Untergrabung des Ansehens und des faszinierenden Beispiels der russischen Proletariat, das allein die fatale Tragheit der deutschen Massen überwinden könne. Nichts verkehrter als dies. Das Erwachen der revolutionären Tatkraft der Arbeiterklasse in Deutschland kann nimmermehr im Geiste der Bevormundungsmethoden der

deutschen Sozialdemokratie seligen Andenkens durch irgendeine Massensuggestion, durch den blinden Glauben an irgendeine fleckenlose Autorität, sei es die der eigenen „Instanzen“ oder die des „russischen Beispiels“, hervorgezaubert werden. Nicht durch Erzeugung einer revolutionären Hurra Stimmung, sondern umgekehrt: nur durch Einsicht in den ganzen furchtbaren Ernst, die ganze Kompliziertheit der Aufgaben, aus politischer Reife und ungläubiger Selbständigkeit, aus kritischer Urteilsfähigkeit der Massen, die von der deutschen Sozialdemokratie unter verschiedensten Vorwänden jahrzehntlang systematisch ertötet wurde, kann die geschichtliche Aktionsfähigkeit des deutschen Proletariats geboren werden. Sich kritisch mit der russischen Revolution in allen historischen Zusammenhängen auseinanderzusetzen, ist die beste Schulung der deutschen wie der internationalen Arbeiter für die Aufgaben, die ihnen aus der gegenwärtigen Situation erwachsen.“

Durch die Parole „Geht und nehmt euch das Land“ — wurden die Eigentumsunterschiede auf dem Lande nicht beseitigt, sondern nur verschärft. Diese Machtverschiebung hat aber zu Ungunsten der proletarischen und sozialistischen Interessen stattgefunden.“

So ist heute in Rußland der besitzende Bauer ausschlaggebend. Er hat das Heft in der Hand. „Die Arbeiter müssen den Bauern wirtschaftliche Konzessionen machen —. Die Kosten dieser Zugeständnisse müssen die Arbeiter zahlen.“ (Kreibisch, Kommunist. Internationale Nr. 21.)

Wie geht es den Arbeitern in Rußland? Gg. Schumann-Halle sagte in dem Zentralrat der R.G.I. im Frühjahr 1926: „Wir haben in R. eine Erwerbslosenzahl von 1,2 Millionen. Unterstützung bekommen aber nur 420 000 Arbeitslose, die anderen

bekommen also keine Unterstützung.“ (Protokoll der 4. Session 1926, S. 104, Führerverlag).

Und die Löhne? Laut der russischen Zeitung „Trud“ v. 21. 8. 26. und dem von der offiziellen Handelsvertretung der UdSSR. in Deutschland herausgegebenen Buche von Petroff „Die wirtschaftl. Entwicklung der Sowjetunion“ sieht es so aus: Der Durchschnittslohn der Industriearbeiter betrug am 1. 4. 26 89 Prozent des zaristischen Lohnes, der Durchschnitt noch nicht mal das.

Umschau

Am Rosenmontag gab es im „Rheingold“ ein historisches Maskenfest, zu dem auch unser Reichspräsident, Herr Paul von Hindenburg, in Friedens-Gala-Uniform (als General-Feldmarschall) erschienen war. Fast sämtliche Generale des Weltkrieges waren persönlich vertreten, nur der oberste Kriegsherr fehlte noch, wie auch die kaiserlichen Prinzen. Doch ER, wie der „Held“ von Charleville, sollen die herzlichsten Glückwünsche geschickt haben. Von anderer Seite wird behauptet, sie wären incognito, als Republikaner verkleidet, anwesend gewesen.

In der Ostslowakei hat eine Zigeunerbande nicht nur Menschen gemordet, sondern nach ihren eigenen Geständnissen das Fleisch der Ermordeten von ihren Frauen auch zubereiten lassen und gegessen. — 12 Menschen sind diesen Ausgestoßenen und Geächteten zum Opfer gefallen. Ist dieses Kannibalentum im Herzen Europas der letzte verzweifelte Ausweg einer entarteten niederen Rasse, oder die Rache eines verzweifelten Nomaden-Stammes an der, sie wie Parias behandelnden, sich allein als „Menschheit“ fühlenden Gesellschaft? — Und ist der Gerechtigkeit Genüge getan, wenn diese Entarteten im Namen dieser Gesellschaft gerichtet werden? — H. B.

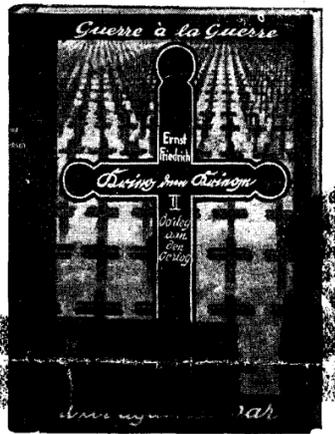


Werbt für das große
Sriedens-Werk
von Ernst Friedrich:

„Krieg dem Kriege“

Bisher sind zwei Bände erschienen;
Nebenstehend die Inhaltsangabe!

Jeder Band enthält über 200 Originalphotos und ist in 100
geschloffen. Der Preis des einzelnen Bandes beträgt 5 Mk.



Zu beziehen durch Verlag „Freie Jugend“, Berlin C 2, Parochialstr. 29

Ostertreffen der freien Jugend

Die Bezirke Ostsachsen und Groß-Berlin der freien Jugend haben beschlossen, gemeinsam zu einem dies-jährigen Ostertreffen aufzurufen, und zwar nach
Neustadt i. Sachsen.

Das bisher festgelegte Programm ist:
Freitag, 15. April: Ankunft und Aussprachen.
Sonnabend, 16. April: Gemeinsame Fahrt; abends öffentlicher Proletarischer Kunst-Abend (Aussprache, Gesang, Rezitationen, Vorführungen).
Sonntag, 17. und Montag, den 18. April Referate und Diskussionen.

Quartiermeldungen und Anfragen sind zu richten an:
R. Hübner, Pirna, Kohlbergstr. 31.
Bezirksinformationsstelle Ost-Sachsen
Nachrichtenstelle Groß-Berlin.

Hier abschneiden!

und unter Beifügung des Abonnementsbetrages im Kuvert einsenden

Bestell-Schein

Hiermit abonniere ich

Die schwarze Fahne

vom
bis

Name:
Ort:
Straße:

(Auf die genaue und vollständige Kontobezeichnung achten!)

Rose-Theater

Berlin D., Gr. Frankfurter Straße 132
Täglich: Die beiden Nachtigallen

Die Tribüne

Sie ist die einzige revolutionär sozialistische Wochenschrift des finsternen Ostens.
Sie muß schon darum von jedem Revolutionär unterstützt werden.

Sie ist keiner Partei, keinem Bonzenklügel dienstbar.
Sie wird von der Konterrevolution, von Polizei und Staatsanwalt erbittert verfolgt.

Sie kostet vierteljährlich nur 2,50 Mk.; dieser Betrag ist an den Herausgeber Max Gruschwitz, Breslau, Hohenzollernstraße 73, zu adressieren.

Wer für „Die Tribüne“ wirbt, wirbt für revolutionäre Aufklärung im reaktionären Osten Deutschlands!



FANAL

Monatschrift
herausgegeben von
Erich Mühsam

„FANAL“ erscheint im Monat einmal und ist zum Preise von 30 Pf. für das Einzelheft vom Verlage oder durch den Buch- und Straßenhandel zu beziehen. Abonnement halbjährlich RM. 1,75, jährlich RM. 3,50, ist durch Einzahlung beim Postcheckamt Berlin Nr. 824 19 auf den Namen des Herausgebers zu bewirken oder beim zuständigen Postamt anzumelden. Geldsendungen und Zuschriften nur an die persönliche Adresse des Herausgebers, Berlin-Charlottenburg, Am Lützow Nr. 10. Die Beiträge dieser Zeitschrift sind sämtlich vom Herausgeber.

Verantwortlich für Redaktion und Verlag: Ernst Friedrich
Druck: Ernst Friedrich, Berlin C 2.

Volksbühne

Theater am Bülowplatz.
Theater am Schiffbauerdamm.

ietet jedem Mitglied für einen Monatsbeitrag von 1,25 Mk. gute Vorstellungen (auch Opern).

5 Minuten vom Polizeipräsidentium ist das Anti-Kriegsmuseum

Berlin C 2, Parochialstraße 29

Viele Hunderte Originalphotographien und Bilder vom „Schlachtfeld“ — Menschenabschlachtungs-Instrumente — Verbrecherisches Kinderspielzeug Mordabzeichen — Kriegsbilder — Bücher Gegenstände aller Art

Das Anti-Kriegsmuseum ist wochentags von 9 Uhr vormittags bis 7 Uhr abends geöffnet. Sonntags von 10 bis 2 Uhr. Jeden Freitag abends 7,30 Uhr. Öffentliche Vorträge und Versammlungen. Besondere Führungen auf Wunsch für Gesellschaften und Schulen.

Eintrittspreis: Erwachsene 20 Pfennig, Kinder 10 Pfennig. Soldaten und Polizeibeamte frei.

Die Druckerei

der
„Freien Jugend“

führt alle Druckaufträge aus

Außerste Kalkulation für
Zeitungs- u. Akzidenzdruck

Die Schwarze Fahne zum 11. Male verboten!

Nr. 15 3. Jahrgang

10 Bfg.

Anschriften-Treffen Bezirk Westfalen
6.3.1927 in Hamm.



Schriftleitung: ERNST FRIEDRICH

<p>Erscheint jede Woche. Mit den Beilagen „Freie Jugend“ u. „Proletarischer Kindergarten“.</p>	<p>Man abonniert durch die Post. Abonnementpreis: monatlich 96 Pfg. oder durch den Verlag, Berlin C 2, Pareolstraße 29. monatlich 1.- Mk.</p>	<p>Alkohol- und Nikotin-Inserate sowie Anzeigen, die der Volksverdummung dienen, werden nicht angenommen. Alle einwandfreien Inserate kosten pro 12 gespalt. Millimeterzeile 18 Pf. Bei größerem Abschließen und Wiederholungen Rabatt.</p>	<p>Deutschland Redaktion und Verlag Berlin C 2, Pareolstraße 29 Postcheck: Verlag Freie Jugend Nr. 66783</p>	<p>Oesterreich Anzeigleitung Joseph Hämmer, Steyr Wehrgraben B 1/1 Postcheck: III 2888</p>	<p>Schweden Anzeigleitung „Freie Jugend“, Bonn Neubrückstr. 68 Postcheck: III 2888</p>
--	---	---	--	--	--

Meuterei in der deutschen Marine

Die zum Tode verurteilten Matrosen vor ihrem Henker

Wir berichteten bereits vor Jahresfrist über den Justizmord an den deutschen Matrosen Reichpietsch und Köbis, die am 5. September 1917 auf dem Schießplatz Wahn bei Köln a. Rh. erschossen wurden.

Als Grund ihrer Erschießung wurde Meuterei in der deutschen Marine angenommen, trotzdem der Admiralsrat Dr. Felisch noch am 20. August 1917 — also 14 Tage vor der Ermordung — erklärte:

„Er verstehe nicht, wie man in Wilhelmshaven mit dem Todesurteil rechnen könne. Dazu müsse doch tatsächlicher „Aufstand“ vorliegen, was seiner Ansicht nach nicht der Fall sei.“

Der Ausspruch dieses Admirals beweist, daß seinerzeit tatsächlich ein Justizmord geschehen ist, an zwei jungen Menschen.

Deshalb hatte sich nun der Henker Dobring, der damalige Marine-Kriegsgerichtsrat, vor dem Untersuchungsausschuß des Reichstages zu verantworten. „Zu verantworten“ ist wohl zu viel gesagt, denn dieser Matrosenmörder, der heute noch in

Berlin als Landgerichtsrat im Amte ist,

stand mit einer zynischen Frechheit vor seinen anderen Todesopfern, den Matrosen Beckers, Weber und Sachse, die seinerzeit gleichfalls von ihm kurzerhand zum Tode verurteilt, aber später zu 15 Jahren Zuchthaus „begnadigt“ wurden.

Dieses Musterbild eines deutschen Richters sprach vor dem Untersuchungsausschuß von seinen Opfern gar nicht anders als von der „ganzen Gesellschaft“. Für sein heutiges unverschämte Auftreten mußte er selbst vom Untersuchungsausschuß zur Ordnung gerufen werden und sein damaliges „Richteramt“ wurde durch seine eigenen damaligen Ansprüche grell erleuchtet, als er den zum Tode verurteilten mit sadistischer Freude ins Gesicht sagte:

„Ich werde mit Vergnügen Ihrer Hinrichtung beiwohnen.“

Durch die Zeugen Aussagen bekam man auch wieder einmal einen kleinen Einblick in die deutsche Justizmaschine. Die Matrosen schilderten wie sie viele Stunden lang ununterbrochen verhört wurden, bis sie schließlich körperlich und seelisch völlig zusammenbrachen und so, müde gemacht, schließlich die Protokolle unterschrieben, deren Formulierung von Kriegsgerichtsräten stammte und die ihnen vom Henker Dobring fix und fertig vorgelegt wurden.

Beim zustandekommen dieser Protokolle bediente sich der Mordrichter Dobring stets des typisch deutschen Gerichtsverfahrens, indem er nämlich einen Angeklagten gegen den andern ausspielte, und allen vorlog, der andere habe bereits ausgesagt.



Dr. Dobring, der ehemalige, kaiserliche Kriegsgerichtsrat, der die Matrosen Reichpietsch und Köbis ermordete und heute als republikanischer Richter im Amte ist.

Schon beim Eintreten ins Vernehmungszimmer pflegte er die Angeklagten mit den Worten zu begrüßen:

„Na, da sind Sie ja, Sie verlogener Geselle! Nun sind wir hinter alle Ihre Schliche gekommen. Mit Freuden werde ich Ihrer Hinrichtung beiwohnen!“

Als der Matrose Beckers eintrat und er noch die Türklinke in der Hand hatte wurde er von Dobring angeschrien:

„Sie sind ein schamloser Kerl. Ihr Kopf ist verloren. Rechnen Sie nicht auf Gnade!“

Dem Matrosen Weber sagte er:

„Sie sind ja doch dem Tode geweiht. Ihr Kopf ist nicht mehr viel wert!“

Allgemein pflegte er alle angeklagten Matrosen vor der Vernehmung zu begrüßen mit den Worten:

„Ach das ist ja auch einer von den Todeskandidaten.“

Großen Eindruck auf den Untersuchungsausschuß machte die Erklärung des Matrosen Weber. Er sagte:

„So liebenswürdig und so ruhig, wie Herr Dobring hier die Sache darstellt, hat er sich leider nicht verhalten. Es ist geradezu schwer, bei seiner Darstellung ruhig zu bleiben. Ich sage unter meinem Eid, daß er mir gegenüber stets versucht hat, Aussagen zu suggerieren.“

Ihm wurde immer wieder vorgehalten: „Reden Sie doch, Sachse hat doch alles zugegeben. Sie wissen doch nun, daß Ihr Kopf nichts mehr wert ist.“ Das sagte Dobring wörtlich.

Der Zeuge Weber sagte weiter aus:

„Ich fragte ihn dann, ob er denn gar keine Gewissensbisse darüber habe, daß er seine Kameraden Reichpietsch und Köbis habe erschossen. Dobring erwiderte darauf:

„Wenn ich könnte, würde ich sie noch einmal ausgraben und noch einmal erschießen lassen.“

Dobring: „Ich kann mich auf Einzelheiten nicht mehr besinnen, ich habe wohl so etwas Ähnliches gesagt, wie: Solche Verräter müßten zehnmal erschossen werden.“

Der Matrose Weber beugt sich über den Zeugenstisch und hält dem Kriegsgerichtsrat eine Photographie vor das Gesicht: „Hier, Herr Kriegsgerichtsrat, sehen Sie die Gräber Ihrer Opfer, lassen Sie sie noch einmal ausgraben und erschießen.“

Als dann auch Sachse bei seiner Behauptung bleibt, daß ihm Dobring einen Galgen aufs Papier gezeichnet und ihn mit einem Revolver bedroht habe, fängt Dobring, der sich bis dahin kaltblütig verteidigte, an, unsicher zu werden. Er verlangt, daß man seine beiden damaligen Protokollführer Steinmeier und Petersen darüber vernehme, daß er keine Drohungen gebraucht habe.

Darauf erhebt sich der Abg. Joos, der Berichterstatter des Ausschusses, und sagt in voller Ruhe und Freundlichkeit: „Hier, Herr Kriegsgerichtsrat, von der Vernehmung der von Ihnen genannten beiden Zeugen absehen, denn Sie sind nach Bremen gefahren, wo die beiden Zeugen wohnen und haben mit beiden gesprochen. Außerdem haben Sie an einen dieser Protokollführer, nämlich Herrn Steinmeier, folgenden Brief geschrieben.“

Joos verliest nun einen Brief, in dem Dobring zunächst seine Verwunderung darüber ausspricht, daß



Drei von den zum Tode verurteilten Opfern Dobrings (die Matrosen Beckers, Weber und Sachse)

Steinmeier trotz seiner Tüchtigkeit eine so untergeordnete Stelle im Justizdienst habe. Er wolle ihn gern protegiere. Und dann fragt Dobring, wie es denn mit der Aussage wäre. Unter diesen Umständen hält Joos eine Beeinflussung der beiden Zeugen für möglich und ihre Vernehmung infolgedessen für nicht angebracht.

Die Verlesung dieses Briefes rief im ganzen Saale außerordentliche Aufregung hervor, die sich noch steigerte, als sich nach einigen mißlungenen Ausflüchten Dobrings der Abg. Dittmann erhob und erklärte:

„Dieser Brief steht nicht vereinzelt da, ich habe hier noch einen anderen Brief, aus dem hervorgeht, daß dies die übliche Methode Dobrings ist.“ Dittmann verliest nun einen Brief an zwei Hilfsarbeiter im Preussischen Innenministerium. Dobring bittet sie darin, ihn dem Innenminister (Severing) als Dezernent für Wucherbekämpfung zu empfehlen. Allerdings müsse man ihn zu diesem Zweck zum Ministerialrat befördern. Er werde sich aber dadurch revanchieren, daß er die beiden Hilfsarbeiter als festangestellte Beamte in sein Ressort bringe.

Aus allen jetzigen Aussagen vor dem Untersuchungsausschuß wurde aber auch festgestellt, daß Dobring in seinen Vernehmungsprotokollen alles Entlastende für die Matrosen einfach weggelassen und unterschlagen hat. Die Klagen der Mannschaften über

schlechte Behandlung und verdorbenes Essen, sind in den Protokollen nicht aufgenommen, während Dobring den Zeugen, die Belastendes aussagten, weitgehendste Beförderung versprach. Ganz einwandfrei wurde auch festgestellt, daß Dobring die Matrosen mit Todesdrohungen und Beschimpfungen so lange eingeschüchtert hatte, bis sie das aussagten, und zu Protokoll unterschrieben, was die Admiräle gerne hören wollten. **Auf Grund dieser Protokolle wurden zwei junge Menschenleben erschossen und viele zu langjährigen Zuchthausstrafen verurteilt.**

Was ist nun das Endergebnis des Untersuchungsausschusses? Er hat sich „vertagt“!

Dobring aber hat bewiesen, daß er hervorragende Fähigkeiten besitzt, als Richter zu amtieren, und da sich in unserer Gesetzgebung seit November 1918 nichts, aber auch gar nichts wesentliches geändert hat, so darf der ehemalige kaiserliche Kriegsgerichtsrat heute als republikanischer Amtsgerichtsrat „recht“ sprechen „im Namen des Volkes!“

Wir haben eine Republik!!!

In jedem anderen Lande, selbst bei den Zulukaffern wäre das einfach ein Ding der Unmöglichkeit. Da hätte man einen Dobring zentimeterweise in die „ewigen Jagdgründe“ geschickt!

Aber wir leben eben nicht mal unter Zulukaffern.

Ernst Friedrich.

tanzt und mächtig getrunken. Und ganz zuletzt lieben die Arbeiter den Großindustriellen hochleben, weil er so tapfer mit ihnen durchgehalten hat, trotzdem sie, wie der Film zeigt, infolge der Besetzung zuletzt nur noch Pellkartoffeln und trocken Brot zu essen hatten.

Frau Krabumke aber war unbefriedigt. „Wieso“, meinte ich, „wegen der 800 Ruhrmillionen etwa?“ „Ach nee,“ wehrt sie ab. „Wissen Sie, ick finde det bloß umma am scheensten, wenn se sich in de Arme liejen, wenn et aus is.“ Ich gab ihr recht, denn eigentlich war ich auch unzufrieden. Ich wollte anfangs in den Kientopp an der Ecke gehen. Ich wollte anfangs in den Kientopp an der Ecke gehen. Ich wollte anfangs in den Kientopp an der Ecke gehen. Bloß da war schon Programmwechsel. Und so entging mir der schöne Film: In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehen! Schauspiel aus dem Kriege in 6 Akten.“ Das ist gewiß etwas Lustiges gewesen, denn ich sah ein Plakat, kommt gerade ein Feldgrauer mit Handgranaten am Koppel und im Stahlhelm aus dem Unterstand. „Villa Waldfrieden“ steht dran. Und er sieht auch recht zufrieden aus. Seine dicken Backen plustern sich ordentlich auf, so grient er. Unter dem rechten Arm trägt er ein weißes Kaninchen und unter dem linken einen schwarzen Pudel. Vor der Brust bammelt ihm ein Vogelbauer. Er will sich offenbar eine andere Wohnung suchen oder einen Sturmangriff machen. Schade! Man frischt doch gern mal Schützengrabenerinnerungen auf! Meist sieht man leider nur Friedensmilitär im Film. „Die Frau des Kommandeurs“ (Schneidig, diese Ulanenleutnants!) oder „Die Fee der 5. Eskadron“ oder gar bloß Reichswehr, wie in „Herbstmanöver“.

Vaterland . . .

Vaterland! . . . wärs du nicht ein Gespenst, dem Wahn der Menschen entsprungen, wie jedes Idol, jeder Gott, jede Göttin — — — ich würde dich öffentlich anklagen: des Mordes an Geisteshelden und hinterhältiger, bestialischer Gewalt.

Tausende freier Menschen sind in deinem Namen gemordet . . . geistig wie leiblich . . .

Tausende hast du gebrochen . . . zermürbt . . .

Tausende, die an dich glaubten, läßt du ver-

lottern . . . verhungern . . .

Tausende läßt du sterben, von Not, Seuche und

Alter gebeugt . . .

Geknebelt hast du das freie Wort, . . . gebeugt

jeden geraden Sinn . . .

Hinter Kerkermauern sitzen die Besten deines

Volkes . . . und auf den Straßen hungern bettelnd, die

für dich draußen gedarbt und geblutet . . .

Langsam aber sicher läßt du die Blüte deines

Volkes verkümmern, die Früchte verdorren und den

Baum von Schmarotzern umwuchern . . .

Bist selbst Schmarotzer geworden am Baum

der Kultur und an deinem Volke . . .

Vaterland! . . . wärs du nicht ein Gespenst, dem

Wahn der Menschen entsprungen, wie jedes Idol, jeder

Gott, jede Göttin — — — ich würde dich öffentlich

anklagen: der Prostitution und des Verrates . . .

Eine Dirne wärs du dann deinem Volke und

keine Göttin . . . und als Verräterin wärs du ge-

brandmarkt von der Geschichte; denn verkauft hast

du dich dem Schmarotzer des Volkes . . . und bist

willfährig auch dem Moloch der Welt . . . eine national-

internationalen Hure des Weltkapitals . . .

Verraten und verkauft hast du dein Volk . . .

national-internationalen versklavt, um deine blutige Macht

nicht zu opfern dem siegenden Geiste der Eignen,

der frei ist von Götzenwahn.

Ein Schemen, ein Gespenst, dem Wahn der Men-

schen entsprungen, bist du geworden ein Skorpion

des Volkes! . . .

Vaterland! . . . du bist der Masse immer noch die

Göttin, hinter deren Maske von Erhabenheit, Gerech-

tigkeit, Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit sich

die niedrigsten, feigsten Machtgelüste deiner Pfaffen

verbürgen.

In deinem Namen wird gemordet zur Ehre der

Gerechtigkeit . . . wird gelogen zur Ehre der Wahrheit . . .

wird gemeuchelt im Namen der Menschlichkeit . . .

wird betrogen im Namen der Redlichkeit . . .

Alle Laster, zu denen der Einzelne zu feig, werden

in deinem Namen vollführt; . . . denn du bist unan-

taftbar . . . erhaben in deiner Göttlichkeit . . . un-

verantwortlich . . . ohne Verantwortung ist dein Tun

Hugo Buchholz.

Zur Erinnerung an Rosa Luxemburg

von Ernst Pönisch.

Sie war ein kleines schwaches Wesen und hatte nicht viel von dem, was man so allgemein als Widerstandsmöglichkeiten gegen die Feinde des Lebens ansieht. Nicht einmal schön war sie, um darin irgendwelche Zersetzung zu gewinnen. Sie hatte nichts von alledem, gar nichts. —

War ihre Existenz überhaupt nur ein Versehen? — Sie fragte sich so und fand, daß „Gänsehüten“ wohl das „eigentlichste“ für sie wäre. Und doch besaß sie einen so starken Impuls, einen so übermächtigen Drang, dem Leben entgegenzugehen, mit ihm zu kämpfen, und zwar mit dem „richtigen“ Leben, das sie weit, weit irgendwo glaubte. Und mit diesem großen Widerspruch im Innern, dem Klein- und Großmut zieht sie dem Leben entgegen. Sie geht den Weg von Warschau nach Zürich, von der Schweiz nach Deutschland, um danach am Ort größter Gefahr in Warschau wieder aufzutauchen, wieder zurück nach Deutschland und so fort . . . von Schule, Universität, Partei ins Gefängnis, dann wieder unter die Massen . . . studieren, wissenschaftliche Werke schaffen, um schließlich in der Agitation für den Klassenkampf des Proletariats aufzugehen. —

Der Sieg des Proletariats wird ihre Lebensaufgabe, die Disposition zu diesem das Attribut ihres Lebens. Sie verzichtet auf ein gutes Drittel ihres gesamten Lebens, Familie, Ehe, Mutterschaft und all der Liebe, die nur in engster Beziehung zu diesen erwachsen. Trost hierfür sucht sie allein in einem winzigen Ersatz. Ein Kätzchen, ihre „Mimi“, macht sie zu ihrem Kinde, um das sie sich „grämen“ konnte. Im übrigen wies sie zurück, was ihre Zielsetzung hindern konnte. Sie hatte keinen Sinn für „die Rolle des schönen Geschlechts“, ja, geradezu einen Widerwillen gegen die „Schürze“, die ihr ein Merkmal der „dummen Pute“ schien. Und so ging es weiter, wie ein ewiges Haschen, getrieben von jenem „Gefühl eigener Nichtigkeit“, aber immer kühl und gelassen, oft dicht an dem Jammer des Alltags vorbei.

Diese Frau, die Ruhe in der Unruhe, Festigung im Chaos, das Leben im Tod suchte, war Rosa Luxemburg, deren wir gedenken. —

Geist der Völkerveröhnung

Ich gehe ab und zu mal ins Kino. Die schönen bunten Plakate und Ankündigungen verlocken mich dazu. Teuer darf natürlich die Sache nicht werden! So 50 bis 60 Pfg. jedesmal. Die Ufa macht es dafür nicht, also sind für mich nur jene kleinen Kientöpfe im Osten und Norden der Stadt da, sozusagen die Arbeiterkinos. — Hängt da neulich an solcher Stange ein Schild: „Schicksalstage am deutschen Rhein! Sensationsdrama in 5 Akten“. Das ist etwas für mich: Locarno und so! Man liest doch die Zeitung! Also um 7/7 Uhr bin ich da. Leider eine Viertelstunde zu spät, denn ich muß 60 Pfg. bezahlen. Bis 1/7 Uhr kostet es nur 50 Pfg. Es ist schon ziemlich voll. Aber ich bekomme noch einen Platz neben Frau Krabumke aus unserm Hause. „Na“, sagt sie, „nu is bald die ganze Nummer 59 hier!“ Auf der Leinwand rollt das erste Stück „Winterschönheit in Schweden“ ab. „Wissen Sie“, meint Frau Krabumke, „daraus mach ick mir nu garnischt. Det sin sone Lückenbüßer! Neulich jabs wat von de Nejer uf de Südeiseeln. Det war och son Quatsch!“ — Endlich der große Film „Schicksalstage am deutschen Rhein.“ Zuerst ganz groß der Großindustrielle. O Gott, hat der Mann Sorgen! Man sieht es ihm ordentlich an! Na ja, Ruhrbesetzung! Und dann der hübsche Kerl, sein junger Ingenieur! Frau Krabumke, ist ganz futsch. Was soll ich weiter die Handlung erzählen! Es genügt, wenn ich sage: die Franzosen sind Schweinehunde. Die Separatisten auch. Aber rührend ist es, wenn die alte Großmutter den Kleinen vom Krieg erzählt. (Ein Stück Marschkolonie ist zu sehen, das übrige sagt der Text.) — und da zogen alle Männer in den Krieg, alte und junge, arme und reiche. Euer Vater war auch dabei. Und da haben sie tapfer gekämpft und viele sind gefallen. Euer Vater war der tapfersten einer und er ist den Helden tot gestorben — und die Kinder beherzigen das auch. Viermal sieht man sie während der 5 Akte mit Säbel und Gewehr Krieg und Soldat spielen. Sogar der Pudel hat einen Papierhelm auf. Die haben schon ne Ahnung davon, daß sie Deutschlands Zukunft sind! Ueberhaupt, die Kinder im Film! „Ach wie süß!“ ruft das junge Mädchen neben mir, als der kleine Lockenkopf seine trutzige Schnute zieht und dem Franzosenleutnant eine Faust macht*). Dieser Leutnant hat mich egalweg geärgert! Z. B. als er den alten Veteranen von Siebzig mit seinen 5 Orden auf dem Bratenrock so schöfflich behandelt und immer nach dessen Eisernem Kreuz schielt. Oder beim Kriegsgericht, als der Ingenieur zu zehn Jahren Zwangsarbeit und Deportation verurteilt wird, bloß weil er ein Mädchen in Schutz genommen hat. Ich muß an Landau denken und daß es doch gut ist, daß solche Filme in Deutschland gezeigt werden. Frau Krabumke hat offenbar dieselben Gedanken, denn sie stößt ein vernehmbares „Bande!“ heraus. Der Schluß war auch schön. Da zogen endlich die Franzosen ab und die Stadt war über mit schwarz-weißen Fahnen geschmückt. Ueberall wurde ge-

*) Es werden überhaupt recht oft Fäuste gemacht. Und die Musik (die Kinomusik natürlich) spielt passende Melodien dazu, z. B.: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ . . .“ und „Sie sollen ihn nicht haben“.

Der letzte Traum

Von I. Klotschkow.

IRH. Nur schwer bahnte sich der Mondenschein seinen Weg durch die engen vergitterten Gefängnisfenster, bis er in kleine Vierecke zerteilt, als graue Flecken an den Decken der Häftlinge haftete. In einem Winkel der Zelle flackerte das Flämmchen vor dem Heiligenbild und Schatten der dem Licht zustrebenden Falter und Schwaben huschten grausig verzerrt an den Wänden entlang. In der Zelle herrschte tiefes Schweigen. Die Gefangenen schliefen.

Neben der Zellentür saß der Wachtposten und betrachtete mit einer gewissen Neugierde die Schlafenden um sich her. Sein Wachtmeister hatte ihm erzählt, daß sie Bolschewisten seien.

„Sie morden die Kinder und schänden die Frauen“, hatte er zu ihm gesagt, — „sie leben nur von Raub. Behüte Gott, daß sie bei uns in Rumänien auftauchen, denn dann ist alles verloren, die Kirche und die Kinder . . .“

Seine Worte waren dem Posten tief in die Seele gedrungen und ließen ihn auf der Hut sein. Das geringste Geräusch veranlaßte ihn, sich nach allen Seiten umzuschauen und überall Ueberraschungen zu suchen. Sein ganz besonderes Mißfallen erregte ein junger Gefangener, der sich hart am Rande der Pritsche niedergelassen hatte.

Man hatte ihn eben erst von einem nächtlichen Verhör zurückgebracht und nun lag er schwer atmend

und stöhnend vor Schmerzen da. Er konnte offenbar nicht einschlafen. Die soeben erst erlittenen Peitschenschläge hatten auf seinen Körper blutige Striemen hinterlassen und immer wieder drückte er einen schmutzigen Lappen gegen den Hals, wo ihm aus einer tiefen Wunde ununterbrochen Blut hervorströmte. Sein Mund war trocken und er spürte Durst. In der Zelle war kein Wasser zu haben.

„Bruder, gib mir zu trinken“ —, stöhnte er, sich an den Posten wendend.

Tiefes Schweigen war die Antwort. Stöhnend versuchte der Leidende sich zu erheben, aber seine Kräfte versagten und er fiel auf die Pritsche zurück. Ein Zustand angenehmer Starrheit überfiel seinen Körper und er verspürte plötzlich ein unbekanntes Wohlbehagen. Verschwunden war die Zelle und mit ihr entglitten auch alle Schrecken des Gefängnisses. Plötzlich war die Freiheit wieder da.

Eins nach dem anderen glitten an ihm die Bilder seiner nahen Kindheit vorbei. Die heimatlichen Felder, sein Dorf und auch das alte Haus standen wie lebendig in der Gefängniszelle eingezwängt da und riefen ihn zu sich. Wie einst war sein Körper vom grellen Sonnenlicht durchglüht, und diese Wärme war so angenehm, so wohltuend. Da stand ja auch die Fabrik und brachte viele Erinnerungen mit sich. Er entsann sich des letzten Tages, als er zum ersten Male auf einer großen Versammlung aufgetreten war, um von der Not Tausender von Arbeitern zu sprechen, die das Elend in den feuchten Kellerwohnungen gefangen hielt. Und zum ersten Male seit langer Zeit huschte über sein Antlitz ein Lächeln.

„Aufstehen, wirst Du Dich noch lange verstellen?“ — schrie ihn der Wachtposten an und sein harter Stiefelabsatz führte einen schweren Stoß gegen das Gesicht des Gefangenen.

Entschwunden waren sofort alle die schönen Träume, verschlungen von der Gefängniszelle. Er lag auf dem Fußboden und jemand begoß seinen Kopf mit kaltem Wasser.

Gierig sog er mit seinen fiebertrinken Lippen die Tropfen des schmutzigen Wassers von der kalten Diele. Für einige Augenblicke waren die Schmerzen vergessen, doch sie kehrten gleich wieder, als er sich zu erheben versuchte.

Zwei neue schwere Stöße des Stiefelabsatzes zwangen ihn aber doch, sich auf die Pritsche zu setzen. Aber schlafen konnte er auch jetzt nicht. Grausame Schmerzen ergossen sich durch seinen ganzen Körper und steigerten sich bei den geringsten Versuch einer Bewegung. In regungsloser Unbeweglichkeit saß der Gefangene da und wieder kehrte ihm die Erinnerung an seinen süßen Traum zurück.

Jetzt erschien ihm sein Traum als etwas weit zurückliegendes. Die Erinnerungen an die Vergangenheit suchten ihn wieder zu bannen. Er sehnte sich wieder in die Fabrik, ins freie Leben zurück, heraus aus den Qualen des Gefängnisses. Das Herz krampfte sich ihm bei diesen Erinnerungen zusammen und keine physischen Schmerzen waren imstande, ihre Süße zu betäuben. Seine Augen suchten die Wahrheit und stießen sich überall an schlafenden Häftlingen oder an den mürrischen Wachtposten.

Die Strahlen der Morgensonne drangen als rosa



Zum 11. Verbot!

Schon 1½ Stunden nach erscheinen der „Schwarzen Fahne“ Nr. 14, kamen diesmal drei Kriminalbeamte in unsere Redaktionsräume und beschlagnahmten die Nr. 14. Durch diesen erneuten Beweis der republikanischen Pressefreiheit haben wir aber auch feststellen können, das es untere Kriminalbeamte sind, die sich wieder einmal auf „Die schwarze Fahne“ stürzten ohne „besondere“ Anordnung des Staatsanwalts. Vielmehr ist die Beschlagnahme eigenmächtig erfolgt von diesen schlecht bezahlten, aber dafür um so eifrigeren und „tüchtigen Beamten“. Erst nachträglich wurde die richterliche Genehmigung zur Beschlagnahme eingeholt.

Vielleicht werden diese Kriminalpolizisten zur Belohnung mit dem „Pressefreiheitsorden“ dekoriert? (Die Namen dieser Herren veröffentlichen wir noch.) Die gewünschte Versetzung in eine höhere Gehaltsklasse empfehlen wir nicht, da wieder nur ganze 24 (vierundzwanzig) Zeitungen beschlagnahmt werden konnten, bei einer Auflage von 12 000.

Können Sie das vergessen?

Nach einer vom ungarischen kriegsgerichtlichen Archiv zusammengestellten Statistik über die Kriegsverluste Ungarns sind im Weltkriege 3½ Mill. ungarische Soldaten eingerückt und von ihnen nur 524 000, also nur ein Sechstel heil heimgekehrt; jeder zweite wurde verwundet, jeder dritte wurde wiederholt verwundet und jeder sechste ist gefallen.

Was kann ein Kapitalist nicht kaufen?

„Für prima Menschenblut zahle ich die höchsten Preise. 1000 poln. Gulden für einen Liter.“ Also inserierte Herr Kirschbaum, ein beliebter Warschauer Kaufmann. Und siehe da, 32 Angebote mit prima Menschenblut war das Ergebnis. — Herr Kirschbaum, ob dieses Ueberangebotes nicht verlegen, zog sein Angebot zurück und berief die Bewerber zu einer Angebots-Konkurrenz. Sieger war ein jüdischer Rabbinats-Kandidat mit 300 Gulden. — So hat Herr Kirschbaum bei diesem Geschäft 700 Gulden gespart, andererseits aber wiederum diese 300 Gulden eingebüßt; denn das Blut, das zur Gesundung seiner Gattin führen sollte, verfehlte seine Wirkung: Bei der Bluttransfusion machte ein Herzkrampf ihrem Leben ein Ende.

Das Gespräch der Woche

Karl: Weeste, Paule, wo Müllerns Justaf arbeitet? In de Papierfabrike, da hat eener een Ding jerissen. Der hat nemlich de Bogen schleppen müssen und da kommt'm doch son Anreder in de Quere und meent, er dunkel noch wanner loopen oder et jibt Papiere. **Neu:** Mai mannt der de Beene in de Hand und wanner Treiber sieht, läßt den Packen fallen und in den Treiber, et war so'n Stücke Prokuriste, der liejt lang und det janze schwere Zeugs uff'n druff. Na, se konnten nischt machen, et war een „Unjlicksfall“.

Paul: Et jiebt wirklich dufte Unjlicksfälle. So wat muß schon mal öfter passieren. Aber de Proleten sind zu dämlich. Kommt da in unse Abteilung 'n Neua. Son richtija Streba. Fimf Mitjliedsbücha in de Tasche. Natierlich ooch Jewerkschaft. Wat meenste? Nach drei Tagen hat doch der Kerl ne neue Höchstleistung raus. Wat nu? Jetzt woll'n se det Mindestpensum ruffsetzen. Na, wir machen Protest, aber wer wees: bei die oogenblickliche Lage wirts nischt nutzen.

Karl: For son Bruda nutzt bloß ne Tracht, wat? Aber jade, die mit de Bildung und mit de Mitjliedsbücher anjroh, det sin die Schlimmsten. Weil se ooch denken, der Vaband, der macht allens und sie brauchen bloß iberall sich anschiern. Sowat wird zum Schluß Meesta oder Vabandssekretär, wo er jade am meisten schmiert. Ick bleibe dabei: for soone Karriere is ne Tracht Prüjtel det einzig richtige oder een Unjlicksfall.

Nur einen einzigen

Leser für unsere Zeitung neu zu werben, dürfte jedem Gesinnungsfreund möglich sein. Die Kämpfe die wir mit einer Welt von Feinden auszufechten haben, erfordern Kampfgemeinschaft mit unsern Lesern und Freunden. Die Opfer an Geld und Freiheit die wir bringen müssen, erfordern die Hilfe aller. Werbt daher alle **Abonnenten** in Eurem Bekanntenkreise. Dann ist bald unsere

Auflage verdoppelt

Das Abonnementsgeld beträgt monatlich 50 Pfg., vierteljährlich 1,50 Mk., bei portofreier Zustellung. (Wir empfehlen möglichst vierteljährliche Bestellung.) Den entsprechenden Abonnementsbetrag bitten wir gleichzeitig per **Zahlkarte** einzusenden auf das Postscheckkonto: „Freie Jugend, Verlag (Ernst Friedrich) Berlin Nr. 66 783. (Auf die **genaue** und **vollständige** Kontobezeichnung achten!)

Wir haben bisher 186 Polizei- und Reichswehrverbrecher in der „Schwarzen Fahne“ unter der Rubrik „Menschen a. D.“ veröffentlicht.

Heute bringen wir wieder, infolge des überreichen Angebots auf dem uniformierten Verbrechermarkte, nur die wesentlichsten Fälle der letzten Zeit, soweit sie uns bekannt wurden.

Nr. 187 Polizei Praxis

Im Juli vorigen Jahres hatten vier junge Leute, Mitglieder der Magdeburger Fliegerschule, an dem Vereinsvergnügen eines Stenographenvereins teilgenommen, obwohl dieses Vergnügen als geschlossene Veranstaltung gedacht war. Als dies bemerkt wurde, protestierte man dagegen erregter, als man angesichts dieses geringfügigen Vorfalles hätte erwarten können. So hatte dieser kleine Vorfall, der sich am 11. Juli, gegen 3 Uhr morgens, in dem Lokal Stadt Loburg abspielte, jetzt ein gerichtliches Nachspiel vor dem Erweiterten Schöffengericht in Magdeburg.

Wegen Widerstandes gegen die Staatsgewalt hatten sich die vier jungen Leute auf der Anklagebank zu verantworten. Sie sollen nach der Anklage sich ihrer Sistierung durch die Polizei widersetzt haben. Einer soll um sich geschlagen haben, ein anderer, wie die Anklage behauptet, einen Stockschlag gegen einen Wachtmeister versucht haben. Die Angeklagten bestritten aber entschieden, daß sie Widerstand geleistet hätten.

Der Angeklagte von W. sagte aus, er habe vor dem Lokal dem diensttuenden Wachtmeister die Frage gestellt: „Was wollen Sie von meinen Kameraden? Lassen Sie doch die jungen Leute laufen.“ Während der Frage habe er die Hände in den Hosentaschen gehabt. Da habe ihm der Beamte einen **Boxschlag gegen den Magen versetzt**. Er sei zu Boden gestürzt. Er habe sich die Kniescheibe verletzt und habe stark geblutet. Die Aussagen dieses Angeklagten wurden von den übrigen Angeklagten und dem Zeugen im allgemeinen bestätigt.

Der Angeklagte, der einen Stockschlag geführt haben soll, bestritt, dieses überhaupt versucht zu haben. Der Stock sei nach unten gerichtet gewesen und ihm von dem Beamten entrissen und zerbrochen worden. Diese Aussagen wurden durch nichts widerlegt.

Bei den anderen beiden Angeklagten vermochte man überhaupt keinen Grund dafür zu finden, daß sie auf die Anklagebank gerufen waren. Alle Angeklagten und auch Zeugen bekundeten, daß sie sich vor Eintreffen des Ueberfallkommandos freiwillig auf den Weg nach der Polizeiwache begeben hätten. Dort wollten sie die Vorgänge vor dem Lokal feststellen lassen. Dabei soll der Angeklagte v. W., der wegen seiner Knieverletzung gebeten hatte, langsam gehen zu dürfen, von einem Mit-Mitglied des Ueberfallkommandos einen **Schlag ins Genick** erhalten haben, so daß er zu Boden stürzte. Nachdem er sich wieder erhoben habe, sei ihm bei Anwendung des Polizeigriffs der **Arm ausgekugelt** worden.

Als Anrede sei von den Polizeibeamten nur das „Du“ gebraucht. Es wurde ausgesagt, daß unter anderem ein Beamter bemerkt habe: „Du wirst schon laufen können.“ Alle Angeklagten behaupteten, daß

Flecken durch die Gefängnisgitter und riefen zum Leben. Allmählich erwachte das Gefängnis. Die Wachtposten wurden abgelöst und irgendwo hinten im Gefängnis erklang eine Glocke.

„Aufstehen zum Appell!“ erscholl es den Korridor entlang und das Schlüsselbund rasselte nacheinander bei allen Türen. Schließlich kam die Reihe auch an die Bolschewikenkammer.

Die Häftlinge stellten sich in einer Reihe an der Wand entlang auf. Nur einer blieb auf der Pritsche liegen. Die schlaflos verbrachte Nacht und die erlittenen Folterqualen hatten den Rest seiner Kräfte aufgerieben. Der Aufseher trat ein.

„Warum steht der nicht auf?“ schrie er, den Wachtposten anblickend.

„Ist wohl krank, vielleicht stellt er sich auch nur so“, entgegnete der Wachtposten träge.

Das schwere Schlüsselbund schlug klirrend auf den Kopf des Häftlings und zwang ihn, sich zu erheben. Der Aufseher rief rasch die Namen auf und die Gefangenen traten einer nach dem anderen ab. „Jonesko“, rief der Aufseher.

Die bleichen Lippen des Angerufenen wollten das „Hier“ zur Antwort geben, aber etwas Schweres und Dunkles wälzte sich in seinem Kopf herum und der Gefangene stürzte zu Boden.

„Er wird heute nach der Siguranza verlangt“, sagte der Aufseher beim Weggehen, die niedergeschlagenen Blicke der Gefangenen beobachtend, und krachend schloß er die Tür hinter sich.

sie von Mitgliedern des Ueberfallkommandos auf dem Wege zur Wache dauernd in der gröblichsten Weise dadurch angegangen worden seien, daß man ihnen mit **Fahrrädern in die Beine fuhr**. Zur Anwendung irgendwelcher Gewalt habe kein Grund vorgelegen, da sie sich doch bereits freiwillig auf dem Wege zur Wache befunden hätten, als das Ueberfallkommando eintraf.

Die betreffenden Beamten wollen dagegen genötigt gewesen sein, bei dem Angeklagten von W. den „Widerstand zu brechen“. Dieser habe, wie die Beamten aussagten, um sich geschlagen und sich auf der Erde gewälzt. Kein Mitglied des Ueberfallkommandos will einen der Angeklagten mit dem Rade angefahren haben. Sie hätten ihre Räder Zivilpersonen zum Führen übergeben, sagten sie aus.

Einen Ohnmachtsanfall, den von W. infolge des zuvor erhaltenen Boxstoßes gegen den Magen auf der Wache erlitt, war nach Meinung der Beamten „finigiert“. Auf die Frage des Vorsitzenden und Staatsanwaltes, warum sich die Beamten nicht mit der Feststellung der Personalien begnügt hätten, erklärten die Beamten, daß das wegen der Menschenansammlung nicht möglich gewesen sei.

Auf Grund des Ergebnisses der Verhandlung kam der Staatsanwaltschaftsrat Widuwilt zu dem Schluß, daß er keine Anklage erhoben haben würde, wenn die Aussagen im Vorverfahren so gelautet hätten, wie in der Verhandlung. Wenn sich der Angeklagte von W. auch sicherlich nicht einwandfrei benommen habe, so sei doch das Verhalten der Polizeibeamten viel auffälliger gewesen, besonders das Verhalten des Ueberfallkommandos. Ein geleisteter Widerstand habe sich nicht feststellen lassen. Höchst unwahrscheinlich erscheine es, daß sich von W. auf die Erde geworfen habe. Er habe ja keine Veranlassung zum Widerstande gehabt, da einwandfrei festgestellt worden sei, daß er sich freiwillig auf dem Wege zur Wache befunden habe. Da er wegen seiner Kniescheibenverletzung nicht schneller habe gehen können, sei ihm, selbst wenn der Tatbestand des Widerstandes vorliegen sollte, subjektiv nicht zum Bewußtsein gekommen, daß er sich des Widerstandes schuldig gemacht habe. Für alle Angeklagten beantragte der Staatsanwalt die Freisprechung.

Das Gericht kam zu dem gleichen Ergebnis und erkannte auf Freisprechung.

Was geschieht aber mit den brutalen „Schutzpolizisten“?

Wenn das so weiter geht — ein halbes Jahr . . .

Selbstmord eines Justizinspektors. Im Amtsgericht Berlin-Mitte erhängte sich der Justizinspektor Neuendorf. Der Beamte wurde im Dienst längere Zeit vermißt; als man nach ihm fragte, stellte sich heraus, daß er sich von einem Kollegen eine Schnur hatte geben lassen. Beim Absuchen der Aborte wurde er im Parterregeschoß erhängt aufgefunden. Ueber die Gründe, die den Beamten in den Tod getrieben haben, ist noch nichts bekannt; aber bei derartigen Selbstmordkandidaten gibt es nur zwei Gründe: entweder hat der betreffende etwas ausgefressen — oder aber er hat über seinen Beruf nachgedacht. Für den Fall, daß das letztere zutrifft, wünschen wir dem Herrn Justizinspektor ein dreimaliges „Frieden seiner Asche!“ und hoffen daß sein erhabenes Beispiel eifrige Nachahmung finden möge.

Die Tore des Gefängnisses taten sich auf und drei Gendarmen führten einen Gefangenen heraus. Er war bleich, konnte sich nur langsam fortbewegen und stolperte bei jedem Schritt. Die frische Luft und das helle Sonnenlicht erfüllten ihn mit neuen Kräften. Und es zog ihn weit, weit vom Gefängnis fort. Mit jedem Schritt schien es ihm, als verlief er das Gefängnis für immer und als erwarte ihn bald das freie Leben. Es rief und lockte ihn, es verlieh ihm neue Kräfte.

„Er wird heute nach der Siguranza verlangt“, entsann er sich plötzlich der Worte des Aufsehers von heute früh, — und nun war ihm alles klar. Neue Foltern und Qualen erwarteten ihn.

„Nein, ich kann nicht, ich will nicht mehr“ — schrie er plötzlich und ein Wirbel ergriff ihn, riß ihn mit sich fort, daß er vorwärts stürzte . . .

Etwas heißes drang plötzlich in seine Brust — und das warme Blut rann ihm in kleinen Bächlein hinter die Kleider. Dunkel wurde es um ihn her, in der Ferne aber erschien irgendwo das neue, frei, so vertraute Leben. Rasch huschten auch noch das Dorf, die Felder, die Bauernhöfen vorüber und alles lockte und rief. Die unsicheren Hände krallten sich an der Erde fest, immer noch bestrebt, sich dem fernen Ziel zu nähern. Doch nun war alles entschwunden und die letzten Tropfen warmen Blutes sickerten in das vom Körper Erschossenen niedergedrückte Gras.

Bericht von der anarchistischen Bezirkskonferenz in Westfalen

Die anarchistischen Gruppen, sowie deren anverwandte Gruppen hatten am 6. März 1927 in Essen ihr diesjähriges erstes Treffen veranstaltet. Das Treffen hatte sich eines größeren Zuspruches erfreut. Ausgegangen von der Erkenntnis, daß in solchen Zusammenkünften nicht lange, öde Referate gehalten werden sollten, sondern solche Zusammenkünfte durch die schöpferische Tätigkeit inhaltlich ausgestaltet werden müssen, unterließ man es eine besondere Tagesordnung aufzustellen.

Das Diskussions-Thema lautete: Die zentralistischen Organisationen und Wir!

Ein Genosse aus Werne schilderte in kurzen Zügen die Entwicklung der starren Organisationen und ihre verhängnisvolle Auswirkung in der proletarischen anti-staatlichen Bewegung. Das Wichtigste aus seinem Referat war, daß er grundsätzlich den Individualismus als ein Bestandteil der proletarischen freiheitlichen Bewegung anerkannte. Dieser Individualismus sei aber nicht zu verwechseln mit dem heutigen bürgerlichen kapitalistischen Individualismus, welcher auf der Ausbeutung und Herrschaft basiert, sondern nur der Individualismus käme in Frage, der die Bewußtseinsentwicklung des Individuums fördere im Sinne der Eigengesetzlichkeit, und die Gemeinsamkeit des gesellschaftlichen Lebens nicht ausschließe. Wir müssen immer wieder versuchen, die heutigen starren Organisationen zu zertrümmern und an deren Stelle freiheitliche bewegliche Gebilde zu setzen, wie sie in unser anti-autoritären Bewegung zu erblicken seien. Die Bejahung eines solchen Individualismus schließt nicht das Wollen der proletarischen Klasse, nämlich Beseitigung des Kapitalismus aus, sondern schließt die Bestrebungen der gesamten proletarischen Klasse ein. Er führte weiter aus, daß wenn die Eigenkräfte des Individuums geweckt würden, die Befreiung desselben von den zentralistischen Organisationen eine ganz automatische wäre. Verbunden ist damit auch zugleich die Neuorientierung des Klassenkampfes. Diese Neuorientierung schaffe dann die Vorbedingung,

um tatsächlich die ersten Phasen der sozialen Revolution zu erzwingen und dieselbe auch zu verwirklichen. Das hierbei der Reifegrad des Individuums ein Hauptfaktor in der sozialen Revolution sei, brauche auch nicht von dem borniertesten zentralistischen Organisationsbejager verneint werden. Von dieser Tatsache sich leiten lassen, muß die anti-autoritäre Bewegung endlich sich ihrer Aufgaben klar werden, um so auf diesem Wege zum Ziele zu kommen. Das Ziel unserer Bewegung ist: Verneinung jeglicher staatlichen Herrschaft! jeglicher autoritären Organisation und jeglicher Berufsführerschaft!

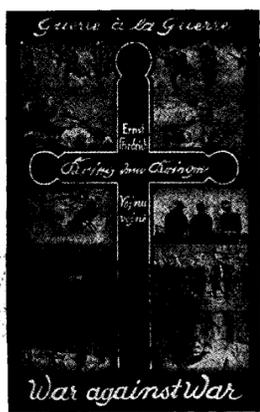
Nach dem kleinen Diskussionsreferat setzte eine allgemeine rege Aussprache ein. Die anwesenden Genossen bis auf einige strenge Organisationsbejager, stellten sich auf den Standpunkt, daß die anti-autoritäre Bewegung nicht nur alleine die Aufgabe habe, in wirtschaftlicher Hinsicht ein Ganzes zu zeigen, sondern auch in ideologischer Hinsicht eine einheitliche Richtung anzeigen müsse. Grundbedingung sei dabei, daß man sich endlich klar werden müsse, worauf die heutige Herrschaft und Ausbeutung beruhe. Da zweifellos der materiellen Ausbeutung eine geistige Ausbeutung oder Herrschaft vorausgegangen ist, gilt es dort die Axt anzulegen wo wir das Grundübel zu finden haben. Dasselbe liegt aber in der Herrschaft des Menschen über den Menschen, kurz gesagt in jeglicher Form der Führerherrschaft. Die Führerschaft findet in ökonomischer Beziehung ihren Stützpunkt in dem Kapitalismus und dann weiter in der Erscheinung der angeblich durch den Klassenkampf geborenen Parteien und Gewerkschaften. Die Nebenerscheinungen: Brutale Gewalt, zwangsgemäße Unterjochung sind als Wirkungen anzusehen und nicht als Ursachen. Weil diese Organisationen der Wesensart des Kapitalismus entspringen sind, können dieselben heute noch einen geradezu mächtigen Einfluß in der proletarischen Klasse ausüben. Sie können weiter in der Entwicklung des proletarischen Klassenkampfes hemmend wirken und so die Lebensfähigkeit des Kapitalismus erhöhen. Man

kann weiter sagen, daß es fast unmöglich ist, den Boden für die soziale Revolution zu bearbeiten, solange noch diese, dem Kapitalismus angepaßten Organisationen bestehen. Unsere Aufgabe ist darum diesen Organisationen die verderbliche Macht zu nehmen, um dann den Kapitalismus in seiner Nacktheit zu bekämpfen. So lange wir dieses gesteckte Ziel nicht erreicht haben, können wir von einer Vorwärtsentwicklung der proletarischen Klasse zur sozialen Revolution nicht reden. Dieses gesteckte Ziel können wir aber nur in der anti-autoritären Bewegung verwirklichen. Darum gilt es die gesamte anti-autoritäre Bewegung, unter Wahrung der Selbständigkeit aller Gruppen und Einzelgenossen, zusammen zu schweißen als eine Gesamtheit, die ihre Aktionskraft im sozialen Leben auch entfalten kann. Zu der anti-autoritären Bewegung können alle Gruppen, alle Einzelpersonen gehören, soweit diese auf dem Boden der Berufsführerlosigkeit, Herrschaftslosigkeit und Staatslosigkeit stehen. Von dieser Erkenntnis ausgehend könne die Kartellierung befürwortet werden.

Die anwesenden Genossen waren sich der Wichtigkeit dieser nächsten Aufgabe bewußt, so daß trotz des wiederholten scharfen Aufeinanderplatzen der Meinungen von den einzelnen Genossen der Gang der Zusammenkunft nicht gestört wurde. Wenn auch ein Genosse aus Geresheim der Ansicht war, daß er nach längerem Beiwohnen der Tagung nicht feststellen konnte, was diese eigentlich bezweckte und sich in wüsten Schimpfereien ergab, danach die Tagung verließ, so können wir befriedigend sagen: Wir haben einen Schritt für unsere Weltanschauung weiter getan!

In diesem Sinne muß die Klärung bis zur vollsten Konsequenz vorwärts getrieben werden. Wollen wir untergehen, dann lassen wir unsere Arbeit für die Beseitigung der heutigen barbarischen Gesellschaftsordnung fallen. Wenn nicht, dann laßt uns an das Werk gehen und praktische Arbeit, wie sie die soziale Revolution erfordert, leisten.

Anti-Autoritäre Gruppe Werne.

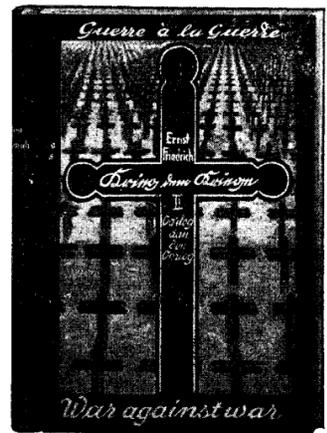


Werbt für das große Sriedens-Werk von Ernst Friedrich:

„Krieg dem Kriege“

Bisher sind zwei Bände erschienen;
Nebenstehend die Umschlagtitel

Jeder Band enthält über 200 Originalphotos und ist in sich geschlossen. Der Preis des einzelnen Bandes beträgt 5 Mk.



Zu beziehen durch Verlag „Freie Jugend“, Berlin C 2, Parochialstr. 29

Volksbühne

Theater am Bülowplatz.
Theater am Schiffbauerdamm.

bietet jedem Mitglied für einen Monatsbeitrag von 1,25 Mk. gute Vorstellungen (auch Opern).

Rose-Theater

Berlin D., Gr. Frankfurter Straße 132
Tagung: Die beiden Nachtigallen

Hier abschneiden!

und unter Beifügung des Abonnementsbetrages im Kuvert einsenden an den Verlag der „Schwarzen Fahne“, Berlin C 2, Parochialstr. 29 oder dem Briefträger übergeben.

Bestell-Schein

Hiermit abonniere ich

Die schwarze Fahne

vom
bis

Name:

Ort:

Straße:

Die Tribüne

Sie ist die einzige revolutionär sozialistische Wochenschrift des finsternen Osten.

Sie muß schon darum von jedem Revolutionär unterstützt werden.

Sie ist keiner Partei, keinem Bonzenklüngel dienstbar.

Sie wird von der Konterrevolution, von Polizei und Staatsanwalt erbittert verfolgt.

Sie kostet vierteljährlich nur 2,50 Mk.; dieser Betrag ist an den Herausgeber Max Gruschwitz, Breslau, Hohenzollernstraße 73, zu adressieren.

Wer für „Die Tribüne“ wirbt, wirbt für revolutionäre Aufklärung im reaktionären Osten Deutschlands!



FANAL

Monatschrift
herausgegeben von
Erich Mühsam

„FANAL“ erscheint im Monat einmal und ist zum Preise von 10 Pf. für das Einzelheft vom Verlage oder durch den Buch- und Straßenhandel zu beziehen. Abonnement halbjährlich RM. 1,75, jährlich RM. 3,50, ist durch Einzahlung beim Postcheckamt Berlin Nr. 824 19 auf den Namen des Herausgebers zu bewirken oder beim zuständigen Postamt anzumelden. Geldsendungen und Zuschriften nur an die persönliche Adresse des Herausgebers, Berlin-Charlottenburg, Am Lützow Nr. 10. Die Beiträge dieser Zeitschrift sind sämtlich vom Herausgeber.

Verantwortlich für Redaktion und Verlag: Ernst Friedrich
Druck: Ernst Friedrich, Berlin C 2.

5 Minuten vom Volkstheaterdium ist das Anti-Kriegsmuseum

Berlin C 2, Parochialstraße 29

Viele Hunderte Originalphotographien und Bilder vom „Schlachtfeld“ — Menschenabschlachtungsinstrumente — Verbrecherisches Kinderspielzeug Mordabzeichen — Kriegsbilder — Bücher Gegenstände aller Art

Das Anti-Kriegsmuseum ist wochentags von 9 Uhr vormittags bis 7 Uhr abends geöffnet, Sonntags von 10 bis 2 Uhr. Jeden Freitag abends 7,30 Uhr. Öffentliche Vorträge und Versammlungen. Besondere Führungen auf Wunsch für Gesellschaften und Schulen.

Eintrittspreis: Erwachsene 20 Pfennig, Kinder 10 Pfennig. Soldaten und Polizeibeamte frei.

Die Druckerei

der

„Freie Jugend“

führt alle Druckaufträge aus

Außerste Kalkulation für Zeitungs- u. Akzidenzdruck